



Leseprobe

Karl Ove Knausgård
Der Morgenstern
Roman

»Ich finde es auf spektakuläre Weise gelungen.« *Thea Dorn / ZDF - Das Literarische Quartett*

Bestellen Sie mit einem Klick für 28,00 €



Seiten: 896

Erscheinungstermin: 11. April 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Es ist Sommer in Norwegen. Eigentlich eine beschauliche, sonnengetränkte Zeit. Doch nun scheint etwas aus den Fugen geraten zu sein. Krabben spazieren an Land, Ratten tauchen an überraschenden Stellen auf, eine Katze kommt unter seltsamen Umständen ums Leben. Kurzum: Die Tiere verhalten sich wider ihre Natur. In seinem neuen Roman schildert Karl Ove Knausgård eine Welt, in der die Natur und die Menschen aus dem Gleichgewicht sind, obwohl das Buch eigentlich ganz realistisch vom Leben einiger Menschen, neun an der Zahl, während mehrerer Hochsommertage erzählt, und zwar in deren eigenen Worten. Da ist der Literaturprofessor Arne, der mit seiner Familie die Tage im Sommerhaus verbringt, an sich selbst zweifelt und mit seinem Nachbarn Egil über den Glauben an Gott diskutiert. Da ist die Pastorin Kathrine, die plötzlich merkt, dass sie ihre Ehe als Gefängnis empfindet. Da ist der Journalist Jostein, der auf einer exzessiven Trinktour von den mysteriösen Morden an Mitgliedern einer Death Metal Band hört, während seine Frau Turid in einer psychiatrischen Anstalt als Nachtwache arbeitet. Ihnen allen unerklärlich ist das Auftauchen eines neuen Sterns am Himmel, den auch die Wissenschaft nicht wirklich erklären kann. Ist er der Vorbote von etwas Bösem oder im Gegenteil die Verheißung von etwas Gutem?



Autor

Karl Ove Knausgård

Karl Ove Knausgård wurde 1968 geboren und gilt als wichtigster norwegischer Autor der Gegenwart. Die Romane seines sechsbändigen, autobiographischen

KARL OVE KNAUSGÅRD

DER MORGENSTERN

KARL OVE KNAUSGÅRD

DER MORGENSTERN

Roman

Aus dem Norwegischen
von Paul Berf

Luchterhand

Für Michal

Und in jenen Tagen werden die Menschen den Tod suchen
und nicht finden, sie werden begehren zu sterben
und der Tod wird vor ihnen fliehen.

Erster Tag

ARNE

Der plötzliche Gedanke, dass die Jungen hinter mir im Haus lagen und schliefen, während sich die Dunkelheit aufs Meer senkte, war so friedvoll und freundlich, dass ich bei ihm verharrte, als er auftauchte, und versuchte, das Gute an ihm zu bestimmen, statt ihn ziehen zu lassen.

Ein, zwei Stunden zuvor hatten wir Netze ausgelegt, ihre Hände riechen also nach Salz, dachte ich. Nie im Leben haben sie sich die Hände gewaschen, das hätte ich ihnen sagen müssen. Sie mochten es, den Übergang zwischen Wachsein und Schlafen möglichst schnell zu gestalten; jedenfalls streiften sie gewöhnlich nur ihre Kleider ab, legten sich unter die Decke, schlossen die Augen und schalteten nicht einmal das Licht aus, wenn ich mich nicht mit meinen Forderungen einmischte, zum Beispiel, dass sie sich die Zähne putzen, das Gesicht waschen, die Kleider ordentlich auf den Stuhl legen sollten.

An diesem Abend hatte ich nichts dergleichen gesagt, und so waren sie einfach in ihre Betten geglitten wie langgliedrige, glatthäutige Tiere.

Aber nicht das war das Gute an dem Gedanken gewesen.

Es war der Gedanke an die Dunkelheit, die sich unabhängig von ihnen senkte. Dass sie schliefen, während das Licht aus den Bäumen und vom Waldboden vor ihren Zimmern verschwand, um noch eine Weile schwach am Himmel zu schimmern, ehe auch er schwarz wurde und das einzige Licht in der Landschaft der Mondschein war, den die Wasserfläche der breiten Bucht gespenstisch reflektierte.

Ja, das war es.

Dass nichts jemals stoppte, dass alles einfach immer weiterging, Tag zu Nacht wurde, Nacht zu Tag, Sommer zu Herbst, Herbst zu Winter, Jahr auf Jahr folgte, und dass sie sich genau hier, in diesem Moment, in dem sie tief und fest in ihren Betten schliefen, befanden. Als wäre die Welt ein Raum, den sie besuchten.

Die roten Lichter an der Spitze des Funkmasts blinkten in der Dunkelheit über den Bäumen am anderen Ufer. Unterhalb von ihm fiel Licht aus den Sommerhäusern. Ich trank einen Schluck Wein und schüttelte die Flasche anschließend leicht, weil es zu dunkel war, um zu erkennen, wie voll sie noch war. Knapp die Hälfte war noch da.

Als Kind war der Juli mein Lieblingsmonat gewesen. Das war nicht weiter verwunderlich, denn mit seinen langen Tagen voller Licht und Wärme ist es ja der kindlichste und einfachste Monat. Als Jugendlicher mochte ich den Herbst, die Dunkelheit und den Regen, vielleicht, weil das dem Leben einen Ernst hinzufügte, den ich romantisch fand und gegen den ich mich behaupten konnte. Die Kindheit war die Zeit, herumzustreichen und einfach nur zu sein, die Jugendzeit war die Entdeckung der eigentümlichen Süße des Todes.

Jetzt mochte ich den August am liebsten. Auch das war nicht weiter verwunderlich; ich stand mitten im Leben, an jenem Ort in der Zeit, an dem Dinge vollendet werden, in der Stagnation des langsam steigenden Überflusses, in dem Augenblick, bevor dieser nach und nach abgeschöpft wird und in einen ebenso langsamen Verfall ausklingt.

Oh, August, du mit deiner Dunkelheit und Wärme, deinen süßen Pflaumen und deinem sonnenversengten Gras! Oh, August, du mit deinen todgeweihten Schmetterlingen und zuckerbesessenen Wespen!

Der Wind stieg den Hang herauf, ich hörte ihn, noch ehe ich ihn auf der Haut spürte, und dann raschelten die Blätter in den Baumwipfeln über mir für einen Moment, ehe sie wieder zur Ruhe kamen. Ähnlich wie ein Schlafender sich plötzlich umdreht, nachdem er lange still gelegen hat, so schien es mir. Und danach rasch wieder zur Ruhe kommt.

Auf den Uferfelsen unter mir tauchte eine Gestalt auf. Auch wenn sich die schattenhafte Figur aus dieser Entfernung nicht wirklich identifizieren ließ, wusste ich, dass es Tove war. Sie ging über den glattgeschliffenen, schwach ansteigenden Felsgrund auf den Bootssteg und nahm von dort den Pfad den Anstieg herauf. Wenig später hörte ich ihre Schritte, als sie den grasbewachsenen Hang direkt unterhalb vom Garten emporstrebten.

Ich saß vollkommen still. Wenn sie aufmerksam war, würde sie mich sehen können, aber das war sie seit mehreren Tagen nicht mehr gewesen.

»Arne?«, sagte sie und blieb stehen. »Bist du da?«

»Ich bin hier«, erwiderte ich. »Am Tisch.«

»Sitzt du im Dunkeln? Magst du nicht das Licht anzünden?«

»Doch, kann ich machen«, sagte ich und zündete mit dem Feuerzeug die Lampe auf dem Tisch vor mir an. Der Docht brannte mit einer tiefen, klaren Flamme, während der Lichtschein, überraschend stark, im Halbdunkel eine Kuppel aus Helligkeit schuf.

»Ich setze mich kurz«, sagte sie.

»Tu das«, entgegnete ich. »Möchtest du einen Schluck Wein?«

»Hast du Gläser?«

»Nicht hier.«

»Dann lassen wir es«, sagte sie und setzte sich in den Korb-

sessel auf der anderen Seite des Tisches. Sie trug Shorts und ein kurzes Top, ihre Füße steckten in Gummistiefeln, die ihr bis zu den Knien gingen.

Von den Medikamenten war ihr immer schon leicht fülliges Gesicht aufgedunsen.

»Ich nehme mir noch was«, sagte ich und füllte mein Glas.
»War es ein schöner Spaziergang?«

»Ja. Mir ist beim Gehen eine Idee gekommen. Deshalb bin ich schnell zurück.«

Sie stand auf.

»Ich fange sofort an.«

»Und womit?«

»Einer Bilderserie.«

»Aber es ist kurz vor elf«, sagte ich. »Du musst auch mal schlafen.«

»Schlafen kann ich, wenn ich tot bin«, sagte sie. »Es ist wichtig. Du kannst dich morgen um die Jungs kümmern, du hast ja Urlaub. Ihr könntet fischen gehen oder so.«

Wann zum Teufel wirst du anfangen, dich für andere außer dich selbst zu interessieren, dachte ich und sah zu dem blinkenden Mast hinaus.

»Sicher, können wir machen«, meinte ich.

»Schön«, sagte sie.

Meine Augen folgten ihr, während sie durch den Garten zu dem weißen Gästehaus an seinem hinteren Ende schritt. Als das Licht in ihm anging, leuchteten die Fenster gelb inmitten der schwarzen Masse, die Bäume und Sträucher in der Dunkelheit davor bildeten.

Im nächsten Moment kam sie wieder heraus. Die Shorts und ihre nackten Beine in den großen Stiefeln lassen sie wie ein kleines Mädchen aussehen, dachte ich. Der Kontrast zu dem Top, das um den rundlichen Körper spannte, und zu ihrem

trägen, erschöpften Blick war groß und erfüllte mich plötzlich mit Mitleid.

»Ich habe unten im Wald drei Krebse gesehen«, sagte sie und blieb vor dem Tisch stehen. »Ich habe vergessen, es dir vorhin zu erzählen.«

»Die haben bestimmt ein paar Möwen da abgeworfen«, sagte ich.

»Aber sie waren am Leben«, sagte sie. »Sie sind über den Waldboden gelaufen.«

»Bist du sicher? Dass es Krebse waren, meine ich? Könnten es nicht andere kleine Tiere gewesen sein?«

»Natürlich bin ich mir sicher«, erwiderte sie. »Ich dachte, dass du es gern wissen würdest.«

Sie drehte sich um, ging wieder zurück und schloss die Tür hinter sich. Im nächsten Moment erklang Musik aus dem Haus.

Ich schenkte mir den restlichen Wein ein und überlegte, ob ich ins Bett gehen oder noch einen Moment sitzen bleiben sollte. Dann müsste ich mir einen Pullover holen, dachte ich.

Seit ein, zwei Tagen war sie jetzt in der Hochphase. Die Anzeichen waren immer die gleichen. Sie begann zu mailen und zu telefonieren und schrieb lange Facebookposts und wollte plötzlich alles Mögliche erledigen, was im Grunde zu nichts führte, jedenfalls zu nichts Substantiellem wie zum Beispiel, ein Haus in Ordnung zu halten oder an irgendeiner Sache dranzubleiben. Ein anderes Anzeichen bestand darin, dass sie so achtlos wurde. Sie ließ die Tür offen stehen, wenn sie auf der Toilette saß, sie drehte das Radio extrem laut, ohne Rücksicht auf andere, und wenn sie das Essen zubereitete, sah die Küche hinterher aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen.

Das alles nervte mich unglaublich. Wenn sie endlich einmal vor Energie strotzte, warum konnte sie die dann nicht nutzen,

um allen eine Hilfe zu sein? Gleichzeitig tat sie mir aber auch leid, sie war wie ein in der Welt verlorenes Mädchen, das sich einredete, wie gut alles lief.

Aber ein Krebs im Wald? Was war es wohl gewesen? Welches Tier konnte sie auf die Idee gebracht haben, dass es sich um Krebse handelte? Oder hatte sie sich das nur eingebildet?

Ich lächelte, als ich aufstand. Stehend trank ich den restlichen Wein in einem langen Schluck, ehe ich Flasche und Glas nahm und ins Haus ging. Die Zimmer waren von der Wärme des Tages aufgeheizt, und als die warme Luft mein Gesicht und die nackte Haut an den Armen umschloss, fühlte es sich fast so an, als nähme ich ein Bad. Dass alles hell erleuchtet war, verstärkte dieses Gefühl noch, plötzlich war ich in einem anderen Element.

Ich stellte die leere Flasche zwischen die anderen auf den Boden des Schrankes, überlegte einen Moment, ob ich sie in eine Tüte stecken und zum Auto tragen sollte, um sie am nächsten Tag zum Glascontainer zu fahren, weil ich die Anzahl der Flaschen auf einmal mit den Augen anderer sah, aber das war noch lange kein Grund, sie gerade jetzt nach draußen zu bringen, um elf Uhr abends, das konnte ich morgen machen, dachte ich, spülte das Glas unter fließendem Wasser, rieb mit den Fingern über den Boden, trocknete es mit dem Küchentuch ab und stellte es in das offene Regal über der Spüle.

So.

Eine winzige Spinne war dabei, sich unter dem Regal an einem Faden abzulassen. Sie war nicht größer als ein Brotkrümel, schien aber genau zu wissen, was sie tat. Als sie etwa zwanzig Zentimeter über der Arbeitsplatte war, hielt sie inne und blieb baumelnd in der Luft hängen.

In dem Moment schlug ein Fenster im Haus, mehrmals hintereinander. Es klang, als wäre es das Badezimmerfenster, und

ich ging nachsehen. Das Fenster stand tatsächlich weit offen und folgte den Launen des stärker werdenden Winds. Jetzt knallte es gegen die Außenwand, und die Gardine flatterte in der Fensteröffnung. Ich zog sie herein und schloss das Fenster, ehe ich mich vor den Spiegel stellte und mir die Zähne putzte. Gedankenverloren zog ich das T-Shirt nach oben und betrachtete meinen Bauch, mit dem ich mich nicht mehr identifizieren konnte; er gehörte nicht dem Mann, als der ich mich fühlte. Ich hatte nicht das, was erforderlich war, um ihn loszuwerden, denn obwohl ich mehrmals täglich daran dachte, dass ich abnehmen, laufen und schwimmen sollte, fing ich niemals damit an. Deshalb stellte sich die Frage, ob es vielleicht möglich war, ihn in etwas Gutes zu verwandeln?

Der größte Fehler, den man machen konnte, war der Versuch, sein Übergewicht zu verbergen, in großen Hemden und weiten Hosen herumzulaufen und zu glauben, keiner würde es merken, solange unter dem Stoff nichts spannte. Dann sah man einen fetten Mann, der sich schämte. Und das war schlimmer als einfach ein fatter Mann, weil man etwas unangenehm Persönlichem und Intimem nahekam.

Ich spuckte die Zahncreme ins Becken, spülte den Mund mit Wasser aus dem Hahn aus, stellte die Zahnbürste an ihren Platz in das Glas im Regal.

War es nicht männlich, korpulent zu sein? Maskulin, eine gewisse Schwere zu haben?

Im Garten rauschte und raschelte es in Blättern und Ästen, ab und zu knackte es in den alten Wänden, wenn ein Windstoß gegen sie schlug. Bald fängt es an zu regnen, dachte ich und ging ins Wohnzimmer, löschte dort das Licht, ehe ich in die obere Etage ging und einen Blick in das Zimmer der Jungen warf. Es war warm darin, nachdem die Sonne den ganzen Nachmittag darauf gestanden hatte, und sie lagen beide auf

ihren Decken, Asle, Hände und Beine um seine geschlungen, war in das Licht der Deckenlampe getaucht.

Wenn sie schliefen, sahen sie sich noch ähnlicher, denn viele der Unterschiede, die es zwischen ihnen gab, erzeugten sie selbst, etwa durch die Art, wie sie verschiedene Dinge machten, den Kopf hielten und drehten, die Hände bewegten, die Augenbrauen runzelten, oder wie sie Dinge sagten, die Nuancen in den Stimmen, der Tonfall in einer Frage. Jetzt waren sie nur Körper und Gesichter, und darin waren sie sich fast völlig gleich.

Ich hatte mich immer noch nicht daran gewöhnt, denn obwohl das Augenmerk auf ihre Ähnlichkeit im Alltag natürlich verschwand, tauchte es in Momenten wie diesem doch immer wieder auf, wenn ich sie plötzlich nicht als zwei Individuen sah, sondern als zwei Versionen des gleichen Körpers.

Ich schaltete das Licht aus und ging ins Schlafzimmer am anderen Ende des Flurs, zog mich aus und legte mich hin, um zu lesen, hatte aber ein wenig zu viel getrunken, so dass ich nach ein paar Sätzen das Buch zuklappte und das Licht löschte. Nicht, dass ich betrunken gewesen wäre, es war nicht etwa so, dass die Sätze und ihre Bedeutungen verschwammen, es ging eher darum, dass der Alkohol meinen Willen aufgeweicht, ihn geschwächt hatte und es mir praktisch unmöglich machte, die kleine Anstrengung zu mobilisieren, der es trotz allem bedurft hätte, um einen Roman zu lesen.

Es war so viel besser, mit geschlossenen Augen dazuliegen und die Gedanken nach Lust und Laune im Weichen und Dunkeln umhergleiten zu lassen.

Tagsüber war etwas Hartes und Kantiges an dem, was in mir war, etwas Trockenes und Ödes, eine Art Reich des Verneinens, in dem es häufig darum ging zu entsagen. Der Wein füllte das aus; das Harte und Kantige verschwand nicht, war

aber nicht mehr alles. Wie ein Uferfelsen nach der Ebbe, wenn der Tang in der Sonne getrocknet ist und das Wasser wieder steigt: das Gefühl des Tangs dann! Wenn er das Salzige und Kalte spürt, das ihn anhebt, wenn er in diesem Herrlichen, Lebensspendenden hin und her schwenkt, und alle Flächen wieder weich und feucht werden ...

Als ich die Zone knapp außerhalb des Bewusstseins erreichte, in die hinein und aus der heraus man manchmal einige Minuten gleitet, ehe der Schlaf einen endgültig übermannt, meinte ich Regentropfen gegen das Fenster und auf das Dach schlagen zu hören, sozusagen im Vordergrund des gleichmäßigen Rauschens der Bäume und Sträucher im Garten, und des fernereren Brausens der Wellen unten in der Bucht.

Ich wurde davon geweckt, dass Tove mich rief.

»Arne!«, rief sie. »Arne, du musst kommen!«

Ich setzte mich auf. Sie stand unten im Flur, und mein erster Gedanke war, dass sie nicht so laut schreien sollte, die Jungen könnten sonst wach werden.

»Es ist etwas passiert«, rief sie. »Komm!«

»Ich komme«, sagte ich, zog mein Hemd an und ging die Treppe hinunter.

Sie stand in ihren Shorts und den Gummistiefeln in der Türöffnung. Sie weinte.

»Was ist denn passiert?«, fragte ich.

Sie öffnete den Mund, als wollte sie etwas sagen, brachte aber keinen Ton heraus.

»Tove«, sagte ich. »Was ist passiert?«

Sie gab mir ein Zeichen, ihr zu folgen. Wir gingen zum Gästehaus, durch den Flur dort und ins Wohnzimmer hinein.

Auf dem Boden lag eines der Kätzchen, struppig und schön. Aber es war ganz still, und als ich näher trat, sah ich, dass es in einer kleinen Blutlache lag.

Es lebte noch, erkannte ich, denn eine Pfote bewegte sich.
Das zweite Kätzchen stand dahinter und schaute zu.

»Ich habe es nicht gesehen«, sagte Tove. »Ich bin auf es getreten. Es tut mir so leid.«

Ich sah sie an. Dann ging ich vor dem Kätzchen in die Hocke. Aus Schnauze und Ohren war Blut geflossen, und es lag mit geschlossenen Augen da, während die Pfote über den Fußboden scharrte.

»Kannst du etwas tun?«, fragte sie. »Können wir es morgen früh zum Tierarzt bringen?«

»Wir müssen es töten«, sagte ich und richtete mich auf.
»Ich hole einen Hammer oder so.«

»Doch keinen Hammer«, sagte sie.

»Uns bleibt nichts anderes übrig«, erklärte ich und ging ins andere Haus hinüber, in die Küche. Ich hatte noch nie ein Tier getötet, war kaum fähig, einen Fisch zu erledigen, und als ich eine der Schubladen aufzog und den Hammer herausholte, war mir schlecht.

Zurück im Gästehaus drehte das Kätzchen, noch immer mit geschlossenen Augen, ein wenig den Kopf. Eine Art Zittern lief durch den kleinen Körper. Ich ging vor ihm in die Hocke und hielt den gummiverkleideten Stiel des Hammers fest umschlossen. Ich stellte mir vor, wie der Schädel unter ihm knirschen würde, wenn ich zuschlug.

Tove stand ein Stück weiter im Zimmer und sah zu.

Das Kätzchen lag jetzt vollkommen still.

Ich strich ihm mit dem Zeigefinger behutsam über die wolliche Stirn. Es reagierte nicht.

»Ist es tot?«, sagte Tove.

»Ich denke schon«, antwortete ich.

»Was sollen wir mit ihm machen?«, fragte sie. »Was sollen wir den Jungen sagen?«

»Ich werde es irgendwo im Garten vergraben«, erklärte ich.
»Wir werden wohl sagen müssen, dass es verschwunden ist.«

Ich richtete mich auf, und plötzlich wurde mir bewusst, dass ich nur eine Unterhose anhatte.

»Ich habe es nicht gesehen«, sagte sie. »Auf einmal war es unter meinem Fuß.«

»Schon gut«, sagte ich. »Es war nicht deine Schuld.«

Ich ging zur Tür.

»Wo willst du hin?«, fragte sie.

»Mich anziehen, danach begrabe ich es draußen.«

»Okay«, sagte sie.

»Kannst du bitte so lieb sein und ins Bett gehen?«, fragte ich.

»Ich kann jetzt nicht schlafen.«

»Kannst du es nicht versuchen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Das hat keinen Sinn.«

»Und wenn du eine Tablette nimmst?«

»Die hilft nicht.«

»Okay«, sagte ich und ging in den Regen hinaus, überquerte den Hof zwischen den beiden Häusern, zog im Schlafzimmer meine Hose an, fand die Regenjacke, die an einem Haken in dem schuppenartigen Anbau hing, wo auch ein Spaten stand, und kehrte ins Gästehaus zurück.

Tove saß am Tisch und schnitt etwas aus einem roten Papierbogen. Neben ihr lag ein größerer und steiferer Bogen, auf den sie mehrere rote Figuren geklebt hatte.

Ich ließ sie in Ruhe, legte den Spaten auf den Fußboden, hob das tote Kätzchen vorsichtig auf das Blatt und trug es, auf dem Spaten ruhend, den ich vor mir hielt, hinaus.

Die Äste der Bäume schlugen in der Dunkelheit wie Masten. Die Luft war voller Regentropfen, die in Schwüngen mit

dem Wind kamen. Ich blieb neben den Beerensträuchern in der hinteren Ecke des Gartens stehen, legte das Kätzchen auf die Erde und stach den Spaten in die Schicht aus Rindenmulch und Erde. Als ich die Grube ein paar Minuten später ausgehoben hatte, waren meine Haare klatschnass und die Hände eiskalt.

Das Kätzchen war noch warm, spürte ich, als ich es hineinlegte.

Wie war das möglich?

Ich begann Erde darauf zu schaufeln. Als sie den Körper traf, lief ein Zucken durch ihn.

Lebte es?

Das sind bestimmt nur Muskelzuckungen, dachte ich und schaufelte weiter, bis es vollständig mit Erde bedeckt war. Dann klopfte ich die oberste Schicht fest und streute etwas Mulch darüber, damit die Jungs nicht neugierig wurden, falls sie im Laufe des Tages wider Erwarten hier vorbeikommen sollten.

Ich hängte die glänzende Regenjacke an den Haken und sah, als ich mir die Hände wusch, wie die Erde das Wasser für einige Sekunden braun färbte, als es zum Abfluss lief, ging anschließend ins Schlafzimmer hinauf, zog mich aus und legte mich ins Bett, um weiterzuschlafen.

Der Gedanke an das Kätzchen, das lebendig gewesen war, als ich die Erde darauf geschaufelt hatte, ließ mich nicht los. Es half mir nicht, dass ich mir sagte, es wären nur krampfartige Zuckungen gewesen, ich sah trotzdem vor mir, wie es da draußen mit offenen Augen unter der Erde lag, unfähig, sich zu bewegen.

Sollte ich hinausgehen und es wieder ausgraben?

Es war auch ein Geschöpf dieser Welt.

Was für ein Leben hatte es hier bekommen?

Ein paar Wochen in einem Zimmer mit Dielenboden, dann hinab in die dunkle und kalte Erde, wo es sich nicht rühren konnte, nur dalag, bis es ganz für sich allein starb.

Was war der Sinn dieses Lebens?

Aber verflucht nochmal, es war nur eine Katze. Und wenn sie noch nicht tot war, als ich sie begrub, war sie es jetzt auf jeden Fall.

Am nächsten Morgen erwachte ich vom Geräusch des Fernsehers in der Etage unter mir. Ich sah, dass es ein paar Minuten nach acht war, und setzte mich auf. Draußen war es ganz still. Der Himmel vor dem Fenster war grau und von Nässe so schwer, dass die Wolken am anderen Ufer der Bucht knapp über den Bäumen hingen.

Mein ganzer Körper war von einer dünnen Schweißschicht überzogen. Aber ich hatte keine Lust zu duschen, und eine der Freuden im Urlaub bestand schließlich darin, dass man nicht ständig darauf achten musste, sauber zu sein.

Ich zog mich an und ging in die Küche hinunter, wo ich an der Arbeitsplatte stehend zwei Gläser Wasser trank. Im Garten standen die Bäume regungslos. Ihr dichtes, grünes Laub leuchtete umgeben von all dem Grau in intensivem Grün.

»Habt ihr Hunger?«, rief ich. Ich bekam keine Antwort und ging zu ihnen hinein. Jeder der beiden lag unter einer Decke auf dem breiten Ecksofa. Asle hatte die Beine zur Wand hochgestreckt und den Oberkörper in eine seltsame Stellung verdreht, um fernsehen zu können, während Heming bäuchlings auf der Rückenlehne lag.

»Seid ihr krank?«, fragte ich.

Sie legten die Woldecken weg, ohne mich anzusehen. Sie wussten nur zu gut, dass ich es nicht leiden konnte, wenn sie tagsüber unter Decken oder Oberbetten lagen, weshalb es

mich ein wenig wunderte, dass sie sie nicht schon weggezogen hatten, als sie meine Schritte auf der Treppe gehört hatten.

»Habt ihr Hunger?«

»Nicht wirklich«, antwortete Asle.

»Ein bisschen«, sagte Heming.

»Ihr solltet etwas essen«, sagte ich. »Wir wollen doch gleich raus und die Netze einholen.«

»Müssen wir das?«, fragte Asle.

»Nun kommt schon«, sagte ich. »Ihr wart doch dabei, als wir sie ausgelegt haben. Ist doch klar, dass ihr sie auch einholen müsst! Ihr wollt doch sicher sehen, was wir gefangen haben!«

»Das Wasser ist so kalt«, sagte Asle.

»Können wir uns heute nicht einfach einen ruhigen Tag machen«, fragte Heming.

»Das Wasser ist kalt?«, sagte ich. »Wir wollen doch gar nicht schwimmen gehen!«

Sie sagten nichts, sahen nur zum Fernseher hin.

»Hört zu«, sagte ich. »Ich brate uns Eier und Speck und mache euch eine Schokolade, okay? Danach fahren wir raus und holen die Netze ein, und dann könnt ihr den Rest des Tages machen, was ihr wollt. Abgemacht?«

»Ja, okay«, sagte Asle.

»Heming?«

»Okay, okay.«

Die Ereignisse der Nacht erschienen mir seltsam fern, während ich in die Küche zurückkehrte, als wären sie Teil einer anderen Wirklichkeit als der, in der ich mich jetzt bewegte. Die Dunkelheit, der Wind, der Regen, Toves Verzweiflung, das tote Kätzchen, das Blut auf dem Fußboden, der Spaten, die Erde, das Grab, in das es vielleicht lebendig gelegt worden war.

Wo war sie eigentlich?

Eine Welle aus Angst traf mich. Ich verspürte den Drang loszurennen, um nach ihr zu sehen, durch alle Räume zu hasten, aber als ich in den Flur ging und mir Schuhe anzog, um zum Gästehaus zu gehen, tat ich es mit langsamen Schritten, damit die Jungen nicht merkten, dass etwas nicht stimmte.

Seltsamerweise war es draußen genauso warm wie am Vortag, obwohl die Sonne nicht schien.

Die Tür zum Gästehaus stand einen Spaltbreit offen. Sie achtete sonst immer sorgsam darauf, alles zuzumachen und abzuschließen, es war fast schon eine Phobie, dieses Bedürfnis nach Sicherheit, aber nicht in ihrem momentanen Zustand, in dem alles ins Gegenteil umschlug.

Das Wohnzimmer war verwaist. Ich öffnete die Tür zum Schlafzimmer, auch dort nichts. Dann ging ich in die obere Etage hinauf, wo sie regungslos auf einem der Betten unter der Dachschräge lag.

»Tove?«, sagte ich.

Sie antwortete nicht.

Mein Herz schlug wie vor einem Sprung vom Zehnmeter-turm.

Langsam ging ich zu ihr hinüber.

»Tove?«

»Mm?«, sagte sie aus der Tiefe des Schlafs.

Dann war also alles in Ordnung!

»Schlaf einfach weiter«, sagte ich, deckte sie zu und stieg wieder die Treppe hinunter. Der Tisch war voller Papierbögen, auf die sie rote Figuren geklebt hatte. Ich blieb stehen und musterte sie eingehender.

Manche sahen aus wie Felszeichnungen, es waren primitive Boote und Männer mit erigierten Penissen, andere ähnelten Matisse's Kreis aus tanzenden Menschen, allerdings mit Tierbeinen. Eines der Blätter zeigte einen Menschen zu Pferd, dar-

gestellt als ein einziges Geschöpf, ein anderes war voller Risse, ein drittes voller roter Punkte, aber erst, als ich das Blatt anhub, sah ich, dass es Marienkäfer waren.

Darunter lag auf dem Tisch ein Bogen, auf den sie drei Mal untereinander *Ich will Egil vögeln* geschrieben hatte.

Oh, verdammt, dachte ich, beließ es aber dabei, legte nur den großen Bogen mit den Marienkäfern darüber, falls die Kinder hereinkommen sollten, und warf einen Blick zur oberen Etage hinauf, um zu prüfen, ob sie mich wider Erwarten gesehen hatte.

War das vielleicht auch ein Teil des Kunstwerks? Dachte sie so? Dass sie alle Schleusen zum Unterbewusstsein öffnete?

Und dann ausgerechnet Egil.

»Oh, zum Teufel«, sagte ich zu mir. »Warum bist du nur so ein verdammter Idiot, Tove?«

Das Blut der Katze war noch immer auf dem Boden. Ich sollte es wohl besser wegwischen, bevor die Jungs es sahen. Aber nicht jetzt. Jetzt wurde es Zeit für Eier und Speck, Toastbrote und heiße Schokolade.

Der Rasen, vor Feuchtigkeit glänzend, erstreckte sich wie ein Fußboden bis zwischen die Bäume und Beete.

Ich holte die Sachen aus dem Kühlschrank, die wir für das Frühstück benötigten, und stellte fest, dass nur noch ein Ei in dem Karton war.

Ich wollte gerne halten, was ich den Jungen versprochen hatte, und beschloss deshalb, mit dem Fahrrad zum Geschäft hinunterzufahren. Ich hätte sie darum bitten können, aber dann hätten sie unter Umständen gesagt, sie hätten keine Lust, und ich hätte mich schwach gezeigt, indem ich es akzeptierte, oder es hätte, wenn ich es nicht akzeptierte, eine Situation eintreten können, in der ich sie zwingen musste, um nicht das Gesicht zu verlieren, was die Atmosphäre vermutlich stunden-

lang oder den ganzen Tag bestimmen würde. Und das war es nicht wert. Auch weil wir danach zum Fischen hinausfahren wollten.

Ich ging zu ihnen.

»Ich gehe mal kurz zum Geschäft«, sagte ich.

»Wo ist Mama?«, fragte Asle.

»Sie schläft noch«, sagte ich. »Wollt ihr etwas aus dem Geschäft? Abgesehen von Eis, meine ich?«

»Ja, Eis!«, sagte Heming.

»Das bekommt ihr nicht«, sagte ich. »Aber wie wäre es mit Orangensaft?«

Sie antworteten nicht.

»Okay. Ich bin gleich zurück«, sagte ich und ging in den Flur, zog Schuhe und Jacke an, holte das Fahrrad aus dem Schuppen und rollte es hinaus.

Unser Haus lag am Ende einer Schotterstraße; das heißt, die Straße führte weiter in den Wald hinein, aber eher als ein Weg, der für Autos kaum befahrbar war. Dort lag das Haus von Kristen, einem alten Original, der immer allein gelebt und seine Einsamkeit zu einer Kunstform erhoben hatte: Alles hatte er selbst gebaut, sogar das Boot, mit dem er fischen ging.

In der anderen Richtung lagen entlang der Straße mehrere Häuser wie unseres, von denen die meisten nur im Sommer und in den Ferien genutzt wurden. Ich kannte einen Großteil der Leute, die dort wohnten, aber es war lange her, dass ich mit irgendeinem von ihnen näheren Kontakt gehabt hatte. Den leeren Parkplätzen vor ihren Häusern nach zu urteilen, waren die meisten mittlerweile heimgefahren.

Die zahlreichen Schlaglöcher und Mulden in der Straße waren mit Regenwasser gefüllt, kleinen schlammgelben Pfützen, die mich an die achtziger Jahre zurückdenken ließen, als man sie im Herbst und Frühjahr so häufig gesehen hatte, heute

waren sie fast verschwunden. Der Schotter, nass und weich, glänzte an manchen Stellen wie Silber zwischen den rötlichen Felskuppen und den grünen Nadelbäumen, an denen sich die Straße vorbeischlängelte.

Ich hoffte, das, was an ihr zerbrach, würde verschwunden sein, wenn sie aufwachte.

Aber tat ich das wirklich?

Wenn sie so weitermachte, würde sie bald völlig außer Kontrolle sein und am Ende ins Krankenhaus müssen.

Das hatte etwas Definitives, etwas Handfestes und Konkretes. Und das war gut. Denn das Problem waren immer die Grenzen. Ihre, meine, die der Kinder. Es ließ sich nie bestimmen, wann das Krankhafte begann, denn es glitt so langsam hinaus, von Freude und Begeisterung zu etwas, das sie immer weiter von uns wegzog, und wir spielten mit, akzeptierten unmerklich, was von außen betrachtet nicht akzeptabel war, weil wir nicht außen waren, sondern innen, wo die Grenzen sich so sachte verschoben, dass wir es nicht bemerkten.

So war es natürlich auch, weil ich sie den Kindern und der Außenwelt gegenüber deckte.

Wenn sie ins Krankenhaus kam, sahen die Leute plötzlich, wie verrückt sie war und wie viel ich allein tun musste.

Ich radelte an den beiden Felsblöcken vorbei, die links und rechts direkt an der Straße lagen. Als ich kleiner war, ließen sie mich immer denken, dass ich in einem Boot zwischen zwei Inseln hindurchsegelte und als präventiver Student im Grundstudium hatte ich sie Skylla und Charybdis getauft. Dann beschrieb die Straße eine Kurve, ehe sie ziemlich steil geradewegs zum Geschäft und dem Touristenanleger hinabführte. Auf diesem Hang war ich einmal so mit dem Fahrrad gestürzt, dass ich ein Loch im Kopf hatte – kein Mensch trug damals einen Helm, und ich konnte eigentlich auch noch gar nicht rich-

tig Rad fahren –, aber die Erinnerung daran war vermutlich falsch, sie basierte auf dem, was man mir erzählt hatte, und nicht dem, was ich selbst erlebt hatte. Es war unmöglich, es genau zu wissen.

Als ich hinunterrollte, trat ich leicht auf die Bremse, während ich in Gedanken die anderen Kinder vor mir sah, wie sie sich über mich gebeugt hatten, und den Krankenwagen, der gekommen war, genau hier, wo ich mich jetzt befand, nur vor vierzig Jahren.

Das Geschäft war in dieser Zeit von einem Landhandel zu einem kleinen Supermarkt und dem geworden, was es heute war, eine Art Zentrum mit Supermarkt, Imbissbude, Café und Souvenirladen. Auf der Rückseite standen eine Benzin- und eine Dieselpumpe, daneben lag ein kleines Gebäude mit Duschen und Toiletten für die Segeltouristen. *Tjæreholmen Marina* nannte sich das Ganze.

Ich stellte das Fahrrad ab und ging hinein. Nahm mir einen der roten Einkaufskörbe, legte zusätzlich zu den Eiern, die der eigentliche Grund für meinen Einkauf waren, eine Tüte frische Brötchen, Butter und Milch dazu.

Ein Mann in Shorts und T-Shirt und mit einer Kappe auf dem Kopf stand vor mir an der Kasse und legte Waren auf das Band, als ich mich anstellte. Er drehte sich kurz zu mir um, zog eine Kreditkarte aus der Gesäßtasche, steckte sie in das Terminal und drehte sich wieder zu mir um.

»Arne?«, sagte er.

Ich wusste nicht, wer er war.

»Ja?«, meinte ich.

»Das ist wirklich verdammt lange her«, sagte er und lächelte.

Ich sah ihn wortlos an.

Da war etwas mit seinen Augen.

»Du erkennst mich nicht?«

»Na ja ...«, sagte ich.

»Trond Ole«, sagte er.

»Oh!«, erwiderte ich. »Dich hätte ich jetzt wirklich nicht mehr erkannt! Was tust du denn hier?«

»Wir haben auf der Innenseite ein Häuschen gekauft. Unser erster Sommer hier.«

Er wandte sich ab und tippte den PIN ein, wartete ein paar Sekunden, bis die Zahlung bestätigt wurde, ging zum Ende des Bands und begann, die Waren in eine Tüte zu packen, während ich meine auf das Band legte.

»Und was machst du jetzt so?«, fragte ich.

»Du meinst, was ich arbeite?«, sagte er, ohne aufzuschauen.

»Ja«, sagte ich.

»Im Moment bin ich krankgeschrieben«, sagte er. »Und du?«

»Ich bin an der Uni.«

»Professor?«, fragte er und sah mich an.

Ich wurde rot.

»Ehrlich gesagt, ja.«

Er lächelte.

»Ich war mal mit dir hier draußen, erinnerst du dich?«

Er blieb mit der vollen Tüte in der Hand stehen, während ich anfang, die Einkäufe in meine zu räumen.

»Na klar«, sagte ich. »Wir waren zehn, oder?«

»In etwa.«

Wir gingen hinaus, er drückte auf einen Schlüssel, und eines der Autos auf dem Parkplatz blinkte zwei Mal.

»Hast du noch lange frei?«, fragte er.

»Das ist die letzte Woche«, sagte ich.

»Dann komm doch abends mal vorbei«, sagte er.

»Warum nicht«, sagte ich. »Das wäre nett.«

Wir gaben uns die Hand, und er ging zu seinem Auto,

während ich das Fahrrad aufschloss, die Tüte an den Lenker hängte und begann, den steilen Anstieg hinaufzugehen.

»Arne?«, rief er hinter mir her.

Ich drehte mich um und sah ihn mit schnellen Schritten auf mich zukommen.

»Du brauchst doch meine Nummer. Oder ich deine.«

»Stimmt«, erwiderte ich. »Vielleicht gibst du mir deine?«

Das war besser; dann konnte ich es einfach lassen.

Er nannte die Zahlen, die ich in mein Handy tippte.

»Okay«, sagte ich. »Dann hören wir voneinander!«

»Wenn du mich anrufst, hab ich auch deine«, meinte er.

»Gute Idee«, sagte ich und tat es.

Als ich zurückkam, saßen die Jungen immer noch wie gebannt vor dem Fernseher. Von Tove war nichts zu sehen. Ich stellte das Fahrrad in den Schuppen und ging durch den schimmernenden Garten, schlug ein Ei an der Kante der Bratpfanne auf und sah es sachte hineingleiten, ehe die Hitze es packte und es in einer runden Form erstarrte, goss Milch in einen Topf, schnitt zwei Scheiben Brot ab und steckte sie in den Toaster.

Trond Ole hatte uns damals an einem Wochenende kurz vor den Sommerferien begleitet, wir waren in dem Schuljahr Freunde gewesen, und ich hatte mich darauf gefreut, ihm alles zu zeigen, was es hier draußen gab.

Wir hatten ein bisschen von Vaters Schnaps geklaut und waren damit in den Wald gelaufen, wo wir mit pochenden Herzen ein paar Schlucke getrunken hatten und danach wie Betrunkene herumgetorkelt waren.

Waren wir damals wirklich zehn gewesen?

Wahrscheinlich doch eher zwölf, dachte ich und schob den Bratenwender unter eines der Eier, das starr auf der Metallfläche lag, als ich es auf den Teller hob.

Mit seinem Eigelb in der Mitte und der runden Scheibe glich es einem Planeten mit weißen Ringen.

Die ganze Aktion war furchtbesetzt gewesen. Wir hatten eine Heidenangst gehabt, als wir den Schnaps in die gelben Plastikbananen gossen, die zwischen den Samstagssüßigkeiten gewesen waren, wir ängstigten uns fürchterlich, als wir zwischen den Bäumen standen und ihn tranken, und hatten den ganzen Abend Angst, dass wir Spuren hinterlassen haben könnten.

Aber weder Mutter noch Vater hatten etwas gesagt, und am Montag konnten wir in der Schule damit angeben.

Die Brotscheiben sprangen mit einem Klicken hoch, und die Milch begann in der Kasserolle, schäumend aufzuwallen. Ich zog sie von der Platte, vermischte in einem Glas etwas Kakao-pulver mit Zucker und Wasser, goss das Konzentrat ins Weiße, wo es sich für einen Moment in braunroten Kreisen ausbreitete, bis alles verfärbt war.

Jemand war im Raum.

Ich drehte mich schnell um.

Es war Heming. Er stand mit nackten Beinen und hängenden Armen wie ein Affe vor mir und sah mich an.

»Ach, du bist es?«, sagte ich.

»Gibt es bald was zu essen?«, fragte er.

»Ja. Hast du Hunger?«

Er nickte.

»Kannst du bitte den Tisch decken?«

»Wo ist Mama?«

»Sie schläft.«

»Das stimmt nicht«, sagte er. »Ich hab sie gesehen. Sie ist am Fenster vorbeigegangen.«

»Dann macht sie vor dem Frühstück noch einen Spaziergang«, sagte ich. »Nun komm schon, deck jetzt bitte den Tisch!«

»Dann soll Asle aber mitmachen.«

»Natürlich«, sagte ich und zupfte die Brotscheiben aus dem Toaster, hob den Korb vom Schrank herunter, legte sie hinein und schaute gleichzeitig durch das Fenster, ob ich sie sehen würde. »Sag ihm Bescheid.«

Während die Jungen den Tisch deckten, briet ich die Speckscheiben, goss den Kakao in eine Kanne, holte Butter, Käse und Schinken heraus, stellte alles auf den Tisch.

»Warten wir nicht auf Mama?«, fragte Heming, als wir uns setzten. Er ruckte jäh mit dem Kopf, riss drei Mal hintereinander den Mund auf. Ich atmete langsam ein, um den Impuls zu unterdrücken, ihn zurechtzuweisen.

»Wir sollten essen, solange es noch warm ist«, sagte ich.

»Wo wollte sie denn hin?«, fragte Asle, der halb von seinem Stuhl aufgestanden war, um an den Brotkorb zu kommen.

»Sie ist nur spazieren gegangen«, sagte ich.

»Kommt sie mit, wenn wir die Netze einholen?«, fragte Heming.

»Das weiß ich nicht«, antwortete ich.

Ich hatte das Zimmer vor Augen, wie es in jenem Sommer vor vierzig Jahren ausgesehen hatte. Düster, dunkle Wände, dunkle Teppiche auf dem Fußboden. Der Eckschrank mit den Flaschen. Wir hatten darauf geachtet, ihn wieder zu schließen, aber wir hatten den Schnaps in dem Schrank in die kleinen Plastikbehälter gefüllt, und ich müsste lügen, wenn ich behaupten würde, wir hätten nicht gekleckert.

Als Kind glaubt man, man hätte Geheimnisse, dass keiner wüsste, was man tut.

Ich lächelte.

»Warum lächelst du, Papa?«, sagte Asle.

»Ich musste nur an was denken«, antwortete ich.

»Und woran hast du gedacht?«, fragte Heming und strich

Butter auf die Brotscheibe, die unter der Berührung des Messers leise knisterte.

»Ich habe an Großvater gedacht«, sagte ich.

Vor dem Fenster ging Tove durch den Garten und ins Gästehaus. Sie trug noch dieselben Sachen wie am Vorabend. Glücklicherweise kehrten die Jungen ihr den Rücken zu.

Ich musste das Katzenblut wegwischen, bevor sie es sahen.

»Was hast du denn über Großvater gedacht, was so lustig war?«, sagte Heming.

»Nichts Besonderes«, sagte ich. »Ich habe einfach nur an ihn gedacht. Aber er hat ja früher viele dumme Sachen gemacht!«

»Was denn?«, fragte Asle und hob die Brotscheibe zum Mund.

»Ich hab euch doch schon eine ganze Menge erzählt«, sagte ich. »Zum Beispiel, als er Salz und Zucker verwechselt und den Dorsch gezuckert hat. Oder als er damals den großen Baum auf dem Hof gefällt hat und der Baum ist aufs Dach gefallen und hat es eingeschlagen.«

»War da jemand im Haus?«, fragte Asle mit Lippen, die gelb vom Ei waren.

Ich schüttelte den Kopf.

»Ein Glück!«

»Hast du es gesehen?«

»Ich habe es gesehen, als ich nach Hause kam. Da war der Baum schon weg. Es sah aus, als hätte sich ein Riese rittlings auf das Dach gesetzt.«

»Du hast auch schon viele dumme Sachen gemacht«, sagte Heming und sah mich mit seinen dunklen Augen an.

»Ja, klar«, sagte ich. »Denkst du an etwas Bestimmtes?«

»Als du vergessen hast, den schwimmenden Bootssteg zu vertäuen und er mit allen Booten rausgetrieben ist.«

»Vergessen hatte ich es nicht«, sagte ich. »Ich habe ihn nur nicht besonders gut vertäut.«

»Und als du kein Öl im Auto hattest, und dann ist der Motor kaputtgegangen und wir mussten uns ein neues Auto kaufen.«

»Aber da war doch die Ölanzeige nicht in Ordnung!«, sagte ich. »Das wisst ihr doch! Das Auto soll einem ja eigentlich signalisieren, wenn nicht mehr genug Öl da ist.«

»Das sind nur faule Ausreden«, sagte Heming.

Sie sahen sich an und lachten.

Darüber freute ich mich.

Tove war nicht im Gästehaus, als ich kurz darauf, die Jungs sicher vor ihren Bildschirmen geparkt, die Tür öffnete und hineinging. Mittlerweile lagen mehrere große Papierbögen auf dem Tisch, sie waren rot mit schwarzen, ausgeschnittenen Silhouetten darauf. Bald würde sie sich auch darauf nicht mehr lange genug konzentrieren können. Es sei denn, sie schaffte es alleine wieder herunter.

Das Blut war geronnen, und ich scharfte es mit einem Spachtel ab, ehe ich anfeuchtete, was übrig war, und den Rest mit einer Bürste abschrubte.

Das zweite Kätzchen lag in der Zimmerecke auf dem Boden und starrte mich an.

Ich spülte den Lappen aus und säuberte den Spachtel in der Waschküche hinter ihrem Atelier, die voller farbfleckiger Gläser, Pinsel, Wattebäusche und leeren Tuben war und in der es intensiv nach Terpentin roch. Anschließend ging ich zu der Ecke im Garten, um nachzusehen, ob es Spuren des nächtlichen Grabs gab. Ich wappnete mich halb davor, dass das Kätzchen sich herausgewühlt und eine leere Grube hinterlassen haben könnte, aber natürlich sah alles noch genauso

aus wie zuvor, und man konnte nicht erkennen, dass die Erde unter der Schicht aus Rindenmulch kürzlich umgegraben worden war.

Leichter Nieselregen fiel durch die Luft. Er war nicht erfrischend, wie man es an einem sommerlichen Regentag im Norden erwarten würde, sondern lau, fast warm. Tropisch. Und alles um mich herum war feucht, von den grauschwarzen Baumstämmen bis hin zu den grünen Blättern der roten und schwarzen Johannisbeersträucher, auf denen sich das Wasser in winzig kleinen, reglosen Tropfen gesammelt hatte.

Das Grollen eines großen Fahrzeugs, das weiter draußen langsam beschleunigte, glitt durch die Landschaft.

Ich ging in die Küche und räumte das Frühstück ab. Eine Welle von Geräuschen erhob sich draußen, als der Bus näher kam. Auf der schmalen Straße ist er ein Monstrum, dachte ich, als er am Fenster vorbeifuhr und es einen Moment lang vollständig mit seinem Gelb füllte.

Ich legte einen Tab in das Fach der Spülmaschine und stellte sie an. Der Bus drehte am Wendepunkt und fuhr in die andere Richtung vorbei. Wieder fiel mir die kleine Spinne ins Auge, die inzwischen dabei war, in der Ecke zwischen Decke und Wand ein Netz zu spinnen. Vater hatte oft gesagt, Spinnen seien ein gutes Zeichen, es bedeute, dass unser Haus trocken sei, und fast immer, wenn ich eine sah, musste ich daran denken.

Draußen auf der Straße näherte sich Ingvild, sie sah zu Boden und hatte sich einen Beutel über die Schulter geworfen.

Als sie eintrat, ging ich in den Flur.

»Hast du eine schöne Zeit gehabt?«, fragte ich.

»Ja, sehr«, antwortete sie und lächelte, ehe sie sich bückte und die Schuhe auszog.

»Möchtest du frühstücken?«, fragte ich.

»Ich habe bei Großmutter gegessen«, sagte sie und ging zu ihrem Zimmer.

»In Ordnung«, sagte ich.

Ich blieb einen Moment ganz still in der Küche stehen und schaute mich um, ehe ich ein paar Tüten aus der Schublade zog, alle leeren Flaschen hineinsteckte und sie zum Auto trug, den Kofferraum öffnete und die Tüten darin ablegte, bis ich das nächste Mal in der Nähe einer Umweltstation sein würde, wie die Müllablageplätze heutzutage hießen. Dann ging ich zu den Jungs im Wohnzimmer.

»Und, wollen wir los?«, sagte ich.

»Müssen wir?«, fragte Heming.

Er warf den Kopf zurück und öffnete und schloss den Mund mehrmals hintereinander.

»Warum tust du das?«, fragte ich gereizt.

»Was?«, sagte er.

Ich ahmte seinen Tic nach, nur heftiger.

»Du machst das ständig mit deinem Kopf«, sagte ich. »Das sieht nicht gut aus.«

Er nickte ernst.

»Ich werde versuchen, es zu lassen«, sagte er.

»Gut!«, sagte ich.

Dann machte er es wieder.

»Kommt, wir gehen«, sagte ich.

Den roten Benzinkanister in der Hand folgte ich den Jungen die steile Grasböschung zum Bootssteg hinab. Die Wasserfläche, die sich vor uns ausbreitete, lag spiegelglatt unter der schweren, tiefhängenden Wolkendecke. Die Bretter des Stegs, glitschig von der vielen Feuchtigkeit, hoben sich leuchtend gelb von der silberschimmernden Wasserfläche und dem fast völlig schwarzen Uferfelsen ab, auf denen sie ruhten.

Ich stieg ins Boot und schloss den Schlauch an den Tank an, während Heming die Leine löste und Asle das Ruder aufhob, um uns ein paar Meter hinaus zu staken.

Die Bucht dahinter, die in einem kleinen Uferstreifen aus Kieselsteinen endete, war voller Krebse. Keinen kleinen Uferkrebse, sondern großen Meereskrebse. Es waren an die hundert von ihnen, und sie krabbelten und krochen übereinander.

So etwas hatte ich noch nie gesehen.

Es war wie eine Schlangengrube.

Ich sah weg, damit die Jungen es nicht bemerkten, und als Asle uns vom Ufer weggestakt hatte, ließ ich den Motor an und fuhr hinaus, ohne dass sie es mitbekamen.

Die beiden roten Netzbojen schwammen nicht weit vom Land auf der anderen Seite der Bucht, direkt neben einer vorspringenden Landzunge. Die Fichten standen wie eine grüne Wand fast bis zur Wasserfläche. Asle krallte sich die erste Boje mit dem Bootshaken und zog sie an Bord. Ich schaltete den Motor aus. Die Jungen zogen an dem Seil, kamen aber nicht weiter und sahen mich an.

»Es ist zu schwer«, meinte Asle.

»Wirklich?«, sagte ich und übernahm. »Vielleicht haben wir ja einen Makrelenschwarm gefangen.«

Es kam mir vor, als würde ich einen Teppich hochhieven. Bald tauchte im Wasser das Netz auf, mit den Fischleibern als grünweiße Lichter im Dunkeln.

»Das sind Pollacks«, sagte ich, als das Netz mit den ersten Fischen über die Reling kam.

»Wow, so viele!«, sagte Heming.

»Zieht ihr die Fische nach und nach heraus?«, sagte ich.
»Werft sie einfach in den Bottich.«

Es nahm kein Ende, das Netz war bis zum Rand mit Pollacks gefüllt, und als wir schließlich zurückfuhren, war nicht

nur der Bottich mit ihren glänzenden, glitschigen Leibern, die ab und zu heftig zuckten, gefüllt, auch die Ducht war von ihnen übersät.

Mir wurde übel. Nicht wegen der Fische an sich, denn jeder einzelne für sich genommen war wie jedes andere Lebewesen auch, sondern wegen ihrer Menge. All diese identischen Augen, diese identisch aufgerissenen Mäuler, diese identischen Flossen und Darmöffnungen.

»Willst du die alle ausnehmen?«, fragte Asle.

»Das werde ich wohl müssen«, antwortete ich. »Aber für uns sind das viel zu viele.«

»Können wir sie nicht einfrieren?«

»Sicher. Das tun wir. Aber in zwei Tagen fahren wir nach Hause, und die Vorstellung, nächsten Sommer ein Jahr alten Fisch zu essen, ist vielleicht nicht so verlockend.«

»Fischeis!«, sagte Asle.

»Njam, lecker«, sagte Heming.

»Habt ihr sie gezählt?«, fragte ich.

»Es sind einhundertachtzehn«, antwortete Asle.

Wir näherten uns der Bucht auf der anderen Seite, als aus dem Garten hoch über uns eine Gestalt trat und den Pfad zum Anleger herabkam.

Es war Egil.

Er hatte eine gelbe Regenjacke an, die offen stand, und hielt eine weiße Plastiktüte in der Hand.

Ich schaltete den Motor ab, und wir trieben die letzten Meter zum Ufer. Die Krebse in der Bucht waren zum Glück verschwunden. Die Jungen stiegen auf den Steg hinauf, und ich reichte ihnen Kanister und Bottich, vertäute das Boot und folgte ihnen.

»Wie ich sehe, ein großer Fang«, sagte Egil, als ich auf den Steg kam.

»Ja, das kannst du wohl laut sagen. Möchtest du ein paar?«
Er schüttelte den Kopf und lächelte schwach.

»Bist du gerade nach Hause gekommen?«, fragte ich.

»Gestern Abend. Die hier ist für dich. Als Dankeschön für deine Hilfe.«

Er gab mir unbeholfen die Tüte. Ich musste sie nicht öffnen, um zu wissen, was darin war; Gewicht und Größe sagten mir, dass es eine Flasche war, und da er Whisky liebte und wahrscheinlich damit rechnete, dass ich ihn zu einem Drink einladen würde, wenn er schon einmal da war, stellte sich eigentlich nur die Frage der Marke.

»Hervorragend!«, sagte ich. »Vielen Dank!«

»Papa, können wir gehen?«, fragte Asle.

Ich nickte, und sie liefen den Anstieg hinauf.

»Möchtest du eine Tasse Kaffee oder so?«, sagte ich.

»Gern«, antwortete er. »Soll der nach oben?«

Er sah auf den Bottich hinunter.

»Ich fürchte, ja«, sagte ich. »Und die im Boot.«

»Ich helfe dir«, sagte er.

Wir trugen den Bottich zwischen uns den Hügel hinauf. Es hatte etwas unangenehm Intimes, so zusammenzuarbeiten, als wären wir aneinandergekettet, und ich fand keine Worte, die das auflösen konnten.

Und er sagte ohnehin nie etwas aus eigenem Antrieb.

Empfand er das Gleiche?

Schwer zu sagen, Egil war einer dieser Menschen, die mir immer ein Rätsel blieben.

Als wir den Bottich im Keller abstellten, bestand ich darauf, die restlichen Fische alleine zu holen, und schlug ihm vor, sich so lange in mein Arbeitszimmer zu setzen.

Hatte sie ein Auge auf ihn geworfen, hatte sie an ihn gedacht, ihrer Fantasie freien Lauf gelassen, wenn er bei uns war? Oder war es nur ein Impuls aus der Tiefe ihrer gequälten Seele gewesen?

Ich holte eine Fischkiste aus dem Bootshaus, eine der alten aus Styropor, und begann, die Fische hineinzulegen.

Es war mir auf seltsame Weise logisch erschienen, als ich sah, was sie über Egil schrieb. Er war jemand, der in seinem Leben in einer Sackgasse steckte, der nicht weiterkam, auf der Stelle trat. Er konnte viel, aber es gelang ihm nicht, sein Wissen für etwas zu gebrauchen, es lag brach wie ein Feld, das keiner bestellte. Und genau so war auch ihr Vater. Ebenso nonchalant wie untätig. Wusste alles, tat nichts. Als wir zusammen gekommen sind, bin ich natürlich das genaue Gegenteil gewesen, dachte ich, gesund und naiv und sehr ehrgeizig. Sie wollte weg von dem, wo sie herkam, sie wollte etwas Neues und Normales und ganz Alltägliches. Das hatte sie auch bekommen: zunächst kam Ingvild, danach kamen die Zwillinge, und die ersten Jahre mit ihnen waren so alltäglich und normal gewesen, wie es überhaupt nur ging.

Warum hätte sie sich sonst für mich entscheiden sollen, einen stinknormalen Literaturstudenten? Sie hätte jeden haben können, den sie wollte.

Hatte sie die ganze Zeit in Wahrheit etwas anderes gewollt?

Hatte sie sich selbst und mir nur etwas vorgemacht?

Ich stellte die Kiste in dem dunklen Keller auf dem Steinfußboden ab. Eigentlich mussten sie sofort ausgenommen werden. Aber zwei, drei Stunden konnten sie ruhig warten.

Erst Egil, dann Mittagessen. Dann Fische ausnehmen. Dann der Abend mit etwas Rotwein und einem Buch.

Es war, wie es war.

Am besten dachte ich nicht mehr daran.

Ich wusch meine kalten und glitschigen Hände mit heißem Wasser, holte zwei Gläser und ging ins Arbeitszimmer, wo Egil mit einem Buch in der Hand vor dem Bücherregal stand.

»Was hast du gefunden?«, fragte ich.

Er hielt das Buch vor mir hoch. *Tod, wo ist dein Sieg?* hieß es und war aus den dreißiger Jahren. Der einst weiße Umschlag war vergilbt.

»Ach das«, sagte ich. »Möchtest du ein Glas?«

Er nickte, ich schenkte uns beiden ein, und wir setzten uns. Ein leiser wollüstiger Laut entfuhr ihm, als er den ersten Schluck nahm.

»Das Buch ist nicht von mir«, sagte ich. »Ich meine mich zu erinnern, dass Vater es vor vielen Jahren auf einer Auktion gefunden hat, im Landesinneren, in einer Kiste mit Büchern aus einem Nachlass. Du kennst die Geschichte? Der Fall Køber. Die Tochter, die verdächtigt wurde, ihren Vater umgebracht zu haben?«

»Ja. Aber seine Bücher habe ich nie gelesen.«

»Sie sind interessant. Voller Fortschrittsglauben, und sie verwandeln das Leben nach dem Tod oder den Kontakt mit den Toten in etwas Rationales und Wissenschaftliches.«

»Er hatte seine Söhne verloren?«

»Ja. Und dann begegnete er ihnen durch seine Tochter, die ein Medium war.«

»Hm«, sagte er und drehte das Glas in seiner Hand.

»Es gibt darin ein paar unglaublich schöne Beschreibungen vom Leben nach dem Tod«, sagte ich. »Das Totenreich ist wie Fredrikstad in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.«

»Vielleicht stimmt das ja«, sagte er und lächelte.

Es entstand eine Pause. Die Sträucher draußen wuchsen gierig die Wand hinauf und verdeckten fast völlig das Fenster;

Straße und Hügellandschaft dahinter waren nur in kleinen Lücken zu sehen.

»Ich war einmal in Indien«, sagte er, ohne meinem Blick zu begegnen. »In einem der Dörfer, die ich dort besuchte, hatten sie seit dreitausend Jahren Leichen auf demselben Scheiterhaufen verbrannt. Zumindest haben sie mir das erzählt. Es war ein Tempeldorf. Wenn du mich fragst, ein Ort auf der Welt, der diesem hier am wenigsten ähnelt.«

Er breitete die Arme aus, um deutlich zu machen, dass er sich auf diese Häuser und diese Landschaft bezog. Manchmal machte er solche grandiosen Gesten, was immer seltsam aussah, weil er sich sonst so zurückhaltend gab.

»Deshalb glaube ich nicht, dass das dortige Totenreich ausgerechnet Fredrikstad ähnelt.«

Er lächelte.

»Ich hatte nie Lust, nach Indien zu reisen«, sagte ich. »China, ja. Japan, ja. Aber Indien? Kühe und Durchfall?«

»Es gibt dort wahnsinnig viele Menschen«, sagte er. »Überall sind Menschen. Und Affen und Kühe. Manche Orte ähneln den Straßen in ›Blade Runner‹. Diese Mischung aus Tieren und Menschen und Technologie.«

»Du weißt, dass Indien dabei ist, China bei der Bevölkerungszahl zu überholen?«, sagte ich. »Und auf der Liste der größten Volkswirtschaften klettert das Land kontinuierlich immer höher. Alle reden von China, dabei geht in Indien die Post ab. Oder zumindest auch in Indien.«

»Mag ja sein«, sagte er, »aber was einem dort ins Auge sticht, ist die Armut. Es ist hart, all das Leid dort zu sehen. Es ist eine sehr spirituelle Kultur, alles liegt in den Händen von Mächten außerhalb des Menschlichen, deshalb akzeptieren sie ihre Armut auf ganz andere Art.«

Es entstand eine Pause. Er war ein großer und kräftiger

Mann, hatte aber praktisch keine Ausstrahlung, und wenn man sich mit ihm unterhielt, war er ungeheuer feinfühlig, er folgte dem Gespräch, drückte ihm aber nie selbst seinen Stempel auf, vermied alles Schwierige.

Feige, würden viele sicher sagen.

Ein bisschen zu nett, dachte ich jetzt. Aber ich mochte ihn. Über welches Buch oder welchen Film ich auch sprach, er hatte es gelesen oder ihn gesehen.

Er lächelte vor sich hin und leerte das Glas.

»Und wie läuft die Arbeit an deinem Buch?«, fragte er, immer noch, ohne mich anzusehen.

»Es geht voran«, sagte ich und lehnte mich vor, griff nach der Flasche und schenkte erst in sein Glas, das er mir sofort hinhielt, und danach in mein eigenes ein.

Warum hatte ich ihm nur von dem Buch erzählt? Das war ein großer, großer Fehler gewesen. Aber ich war betrunken gewesen und hatte das Gefühl gehabt, dass mein Buch fast fertig und ganz fantastisch war.

»Du darfst hier ruhig rauchen«, sagte ich. »Ich hole dir einen Aschenbecher.«

Ich stand auf und ging in die Küche. Tove war da. Sie stützte sich mit den Händen auf die Arbeitsplatte und sah aus dem Fenster.

»Wie geht es dir?«, fragte ich.

»Ist Egil hier?«, sagte sie, ohne sich umzudrehen.

»Jepp«, sagte ich.

»Warum hast du mich nicht geholt? Er ist auch mein Freund.«

»Ich wusste nicht, wo du warst«, erwiderte ich. »Außerdem dachte ich, du wärst beschäftigt.«

Sie drehte sich um und sah mich mit ausdruckslosem Gesicht an, ehe sie das Zimmer verließ. Unmittelbar darauf hörte ich ihre Stimme im Arbeitszimmer.

Zum offenen Meer hin hatte es aufgeklart, der Himmel war dort blau, und die Wolken in der Ferne waren weiß und leicht, nicht grau und schwer wie hier. Ich dachte, dass die beiden ruhig ein paar Minuten für sich haben sollten, und blieb stehen und sah hinaus. Eine Elster flog aus dem Apfelbaum und landete im Gras, ging, wie ich fand, ein paar Schritte wie ein Mann mit den Händen auf dem Rücken, dem etwas ins Auge gefallen war und der sich vorbeugte.

Möwenschreie von der Bucht unten. Und ein leiser, dumpfer, sich unregelmäßig wiederholender Laut von der Rückseite des Hauses. Das mussten die Jungs sein, die Fußball spielten.

Ich ging ins Wohnzimmer, das verwaist war, und sah dort aus dem Fenster. Genau, da standen sie auf dem Rasen und kickten den Ball zwischen sich hin und her.

Ein Gefühl der Befriedigung überkam mich und verschwand wieder.

Ich ging durch das Haus und klopfte am anderen Ende an Ingvilds Tür.

»Ja«, sagte sie aus ihrem Zimmer, ihre Stimme ganz ohne Anspannung. Ich öffnete die Tür und trat ein. Sie lag bäuchlings auf dem Bett, das Laptop zugeklappt vor sich.

»Was machst du?«, sagte ich.

»Nichts«, antwortete sie.

Ich hätte sie fragen können, warum sie bei meinem Eintreten den Bildschirm heruntergeklappt hatte, aber dann würde sie sich ertappt fühlen, und ich wollte kurz mit ihr reden, deshalb sagte ich nichts.

»Wie geht es Großmutter?«, fragte ich.

»Gut, glaube ich«, sagte sie und setzte sich auf. »Sie ist ein bisschen zerstreut, aber das ist sie ja schon lange.«

»Was hat sie denn diesmal gemacht?«

»Einmal hat sie die Brötchen im Ofen vergessen. Und dann

sagt sie oft das Gleiche mehrmals hintereinander. Aber sie ist ganz klar im Kopf.«

Ich setzte mich auf das Sofa.

»Es ist schön, dass du dagewesen bist«, sagte ich.

»Ja«, sagte sie.

»Wie geht es dir?«

Sie sah mich resigniert an. Die Frage stellte ich ihr offenbar sehr oft.

»Gut!«, sagte sie und begegnete meinem Blick, ehe sie erneut den Kopf senkte.

»Okay«, sagte ich. »Grübelst du über irgendetwas nach?«

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

»Sind die Pflaumen schon reif?«, fragte ich.

»Mhm«, sagte sie.

»Die gelben?«

»Mhm.«

»Das sind die besten Pflaumen der Welt«, sagte ich. »Es ist eine richtig alte Sorte, wusstest du das?«

»Ja, du hast es ein paar Mal erwähnt«, antwortete sie.

Ich stand auf.

»Egil ist da«, sagte ich. »Ich wollte nur kurz hören, wie es dir geht.«

»Mir geht es gut«, sagte sie.

»Super!«, meinte ich. »Heute gibt es Fisch. Ist das okay?«

»Sure«, erwiderte sie.

Als ich wieder ins Arbeitszimmer kam, saß Tove auf meinem Stuhl und Egil wie zuvor, mit einer Zigarette in der Hand. Er benutzte eine der alten Kaffeetassen als Aschenbecher. Ich stellte den Aschenbecher daneben, hob den Holzstuhl vom Schreibtisch fort und setzte mich.

Tove erzählte eine ihrer Anekdoten. Ihr Gesicht leuchtete, die braunen Augen strahlten, und sie lachte beim Reden.

Egil sah sie lächelnd an.

Ich trank einen Schluck Whisky und schaute zu den Büchern im Regal. Sie erzählte von einem Essen mit einigen Künstlern, bei dem sie gewesen war, und dass es am Tisch ganz still geworden war, als auf einmal ein Feind des prominentesten unter ihnen aufgetaucht war. Dem Gastgeber war nichts anderes übriggeblieben, als einen Stuhl für ihn zu holen. Als er sich hinsetzte, dem prominenten Künstler gegenüber, war der Stuhl zerbrochen und der Feind auf den Boden gefallen.

Tove ahmte die Stimme des prominenten Künstlers nach.

»Das war ich«, sagte sie mit tiefer Stimme. »Ich kann zaubern.«

Sie lachte, bis ihr die Tränen in den Augen standen.

»Kann ich bei dir eine Zigarette schnorren?«, fragte ich und sah Egil an.

»Ja, klar«, sagte er und schob mir die Schachtel hin.

Tove lachte weiter.

Egil lachte auch ein wenig.

Ich zündete mir eine Zigarette an, die erste nach sechs Jahren, und inhalierte vorsichtig.

Tove versuchte, sich zu beruhigen, sie atmete einige Male ein und aus, aber dann brach sie wieder in Lachen aus. Sie lachte und lachte.

Egil sah mich leicht besorgt an.

Tove stand auf und ging hinaus. Wir hörten ihr Lachen im Flur und dann die Tür zum Bad, wie sie geschlossen wurde. Das Lachen drang von dort zwar gedämpft, aber dennoch deutlich hörbar in Wellen zu uns, von Stille unterbrochen.

»Sie ist gut gelaunt«, sagte ich.

Egil sagte nichts, lächelte nur zurückhaltend.

Tove kehrte zurück und setzte sich. Sie fing wieder an zu lachen, nach Luft ringend und unkontrolliert.

»Ha ha ha ha! Ha ha ha ha!«

Sie stand auf.

»Ich muss gehen«, sagte sie zwischen dem Lachen. »Mach's gut, Egil. Ha ha ha ha!«

Diesmal verließ sie das Haus; ich nahm an, dass sie zum Gästehaus wollte.

»Vielleicht sollte ich zusehen, dass ich nach Hause komme«, sagte Egil.

»Das ist nicht nötig«, sagte ich. »Hier, trink noch einen Schluck.«

Ich hielt ihm die Flasche entgegen.

»Also gut, noch einen«, sagte er.

»Schön!«, sagte ich und schenkte ein. »Der ist ziemlich gut.«

»Gut?«, sagte er. »Er ist himmlisch.«

Egil wohnte allein in einem etwa einen Kilometer entfernt liegenden Sommerhaus. Er stammte aus einer Reederfamilie und war in England aufgewachsen, bis seine Eltern sich scheiden ließen, woraufhin er mit seiner Mutter nach Norwegen zurückgekehrt war und hier das Gymnasium besucht hatte. Er hatte ein Studium an der Filmhochschule in Kopenhagen begonnen, aber nicht abgeschlossen – er war voller Abenteuerlust und hatte Geld wie Heu, aber es fehlt ihm an Tatkraft, dachte ich oft. Er hatte jahrelang im Ausland gelebt, und als er mit dreißig nach Südnorwegen zurückzog, gründete er seine eigene Produktionsgesellschaft und begann, Dokumentarfilme zu drehen, von denen die meisten ziemlich obskur waren – er konnte es sich leisten. Er interessierte sich für Subkulturen, für die kleinen, enklavenartigen Milieus, die in jeder Gesellschaft entstehen. In einem seiner Filme ging es um *Smiths Freunde*, die kleine norwegische Religionsgemeinschaft, in

einer anderen um eine Wohngemeinschaft von Menschen mit Downsyndrom, in einer dritten um eine kleine Gruppe sehr rechtsradikaler junger Männer. Als er die Lust verlor und den Betrieb auflöste, hatte er gerade mehr als ein Jahr den Weg einer extremen Death Metal-Band in Bergen begleitet, aber obwohl das Material ihm selbst zufolge interessant war, hatte er den Film nicht fertig geschnitten. Ich begriff nicht ganz, warum er aufgegeben hatte, denn als er daran gearbeitet hatte, war er Feuer und Flamme gewesen, das Projekt war ihm unübersehbar sinnvoll erschienen. Zur Begründung sagte er immer, Dokumentationen seien Lügen. Nicht weil das Dokumentarische stets subjektiv war und in einem objektiven Verständnis des Worts niemals wahr, was ich angenommen hätte, wenn es ihm um die Frage der Wahrheit ging – nein, in seiner Argumentation ging es um das Sein an sich, sie war existentiell und lief darauf hinaus, dass sämtliche Ereignisse nicht nur ein Teil der Zeit waren, sondern dass dies auch das Entscheidende an ihnen war. Dass alles auftauchte und verschwand, um nie mehr wiederzukehren, dass nichts wiederholt oder festgehalten werden konnte – wenn man es festhielt, wurde es zu etwas Anderem.

Na und?, sagte ich dann immer. Was macht es schon, dass es etwas anderes ist? Was passiert ist, ist passiert, unabhängig davon, ob es von einem Film oder Foto festgehalten wird oder nicht. Und die Menschen haben immer festgehalten, was passiert ist, indem sie davon erzählt oder darüber geschrieben haben. Ja, allein schon, sich an etwas zu erinnern, heißt ja, etwas festzuhalten.

Das interessiere ihn nicht, hatte er daraufhin gesagt. Er sei kein Philosoph, das sei keine Theorie, es gehe darum, wie er leben wolle. Und woran er glaube.

»All diese Bilder und Filme verpesten unser Dasein«, sagte

er beispielsweise. »Wir horten in einem Maße Ereignisse und Menschen, dass die Zeit, in der wir leben, nach und nach verdrängt wird.«

»So, so«, sagte ich dann. Ich bezweifelte nicht, dass er es so meinte, aber irgendetwas sagte mir, dass sein eigentliches Problem etwas ganz anderes und wesentlich Konkreteres war: Er glaubte an nichts, und er liebte niemanden. Alle seine Filme, abgesehen von dem über die Menschen mit Downsyndrom vielleicht, handelten von Leuten, die einen leidenschaftlichen Glauben besaßen, oder einen Glauben, der so anders war als der anderer, dass sie ihn in der Abgeschlossenheit auslebten. Ihn zog an, was ihm selbst fehlte.

Ich nahm an, dass er auch deshalb begonnen hatte, sich für Theologie zu interessieren.

Jetzt saß er dort, ein Bein über das andere geschlagen und das Whiskyglas in der Hand, und sah vor sich auf den Boden. Ich suchte in meinen Gedanken nach etwas, das Toves Verhalten übertünchen oder normalisieren könnte, allerdings nur halbherzig, denn der Alkohol hatte begonnen, mich zu wärmen und die Besorgnis über Tove und seine Reaktion auf sie abzuschwächen.

Wenn ich weitertrank, würde sich bald das klare Licht des Schnapses einstellen.

Und das wünschte ich mir. Aber nicht allein, ich wollte, dass er hier war und mit mir trank.

Ich dachte, dass ich sagen könnte, dass es aufgeklärt hat, aber dann fiel mir ein, dass es seine Aufmerksamkeit nach draußen richten und ihm daraufhin vielleicht etwas einfallen würde, was getan werden musste, so dass er aufstehen und gehen würde.

»Ich halte diesen Herbst Vorlesungen über das Epos«, sagte

ich stattdessen. »Es geht los mit der ›Ilias‹ und endet mit der ›Göttlichen Komödie‹. Als eine Art Ableger gebe ich für fortgeschrittene Studierende außerdem ein Seminar über Totenreiche in der Literatur.«

»Aha?«, sagte Egil.

»Mir ist plötzlich der Gedanke gekommen, dass das Buch, in dem du gelesen hast, ›Tod! Wo ist dein Sieg?‹, dabei auch eine Rolle spielen könnte. Dass es interessant wäre. Denn es beschreibt das Totenreich ja genauso, wie es ›Das Traumgedicht‹ tut.«

»Das klingt interessant«, sagte Egil.

»Ja, nicht wahr?«, sagte ich.

»Aber was glaubst du?«, fragte er.

»Inwiefern?«

»Über das Leben nach dem Tod.«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Ich nehme an, ich glaube nichts, oder?«

»Glaubst du oder glaubst du nicht, dass es ein Leben nach dem Tod gibt?«

Es war gar nicht seine Art, so hartnäckig zu sein, und ich sah ihn an. Er lächelte. Mir drängte sich das Gefühl auf, dass er etwas über mich wusste, was mir selbst nicht bekannt war. Dieses Gefühl überkam mich oft, wenn ich mich mit Egil unterhielt.

»Nein, ich glaube nicht an ein Leben nach dem Tod.«

»Und warum interessierst du dich dann so dafür? Was verkörpert es?«

Ich zuckte wieder mit den Schultern.

»Ich halte Vorlesungen über eine literarische Gattung, in der das Totenreich zufällig eine prominente Rolle spielt. Das ist alles.«

»Aber du müsstest ja nicht ausgerechnet das Totenreich auf-

greifen. Du könntest auch über den Körper oder die Gewalt oder das Göttliche sprechen. Spielt das Göttliche in den antiken Epen nicht auch eine prominente Rolle? Ganz zu schweigen von Dante.«

Ich begegnete seinem Blick und lächelte. Das Thema lag ihm offenbar am Herzen. Dann lehnte ich mich vor, griff nach der Flasche auf dem Tisch und schenkte erst ihm, dann mir ein, ehe ich mich auf dem Stuhl zurücklehnte und wieder seinem Blick begegnete, während der intensive, fast brennende Rauchgeschmack meine Mundhöhle füllte.

»Ich glaube auch nicht an das Göttliche«, sagte ich. »Aber ich interessiere mich für das Verhältnis zwischen der Wirklichkeit und den Vorstellungen von der Wirklichkeit.«

»Heißt das, das Totenreich wird wirklich, sobald du daran glaubst?«

»Nein, nicht wirklich. Aber Welt und Wirklichkeit sind nicht das Gleiche – die Welt ist die physische Realität, in der wir leben, während die Wirklichkeit darüber hinaus all das umfasst, was wir über sie wissen, von ihr denken und über sie fühlen. Das Totenreich gehörte früher zur Wirklichkeit. Aber ein Bestandteil der Welt ist es nie gewesen.«

»Oh, Mann«, sagte Egil. »Diese ganze Relativität ist ja so langweilig.«

»Und woran glaubst du?«

»Ich? Ich glaube an das Göttliche.«

»Du glaubst an Gott?«

Er nickte.

»Ja.«

»Warum denn das?«

»Wie meinst du das?«

»Ich verstehe einfach nicht, dass ein vernünftiger Mensch an Gott glauben kann.«

»Bin ich jetzt in deiner Achtung gesunken?«, fragte er.

»Nein, nein, spinnst du. Ich bin nur überrascht.«

Draußen blinkte Sonnenlicht in den Pfützen. Der Schotter hatte bereits eine hellere Farbe angenommen, sah ich, weil die Wärme die Feuchtigkeit freisetzte und unsichtbar in die Luft hob. Die Blätter auf der anderen Straßenseite bewegten sich schwach im Wind.

»Smiths Freunde« glauben, dass Jesus als Mensch geboren wurde«, sagte Egil. »Also mit einem angeborenen Willen, der dem Willen Gottes gegenüberstand. Aber er wählte immer den Willen Gottes, und am Ende wurde er dadurch zu einem Teil der Natur Gottes.«

»Glaubst du das?«, fragte ich.

»Ich glaube, dass das Göttliche etwas ist, dem wir nahe sein können oder weit entfernt, und dass ein gutes Leben ein Leben ist, das versucht, in größtmöglicher Nähe zu ihm zu leben.«

»Was bedeutet das?«

»In Indien gibt es Menschen, die kein Wasser trinken können, ohne es vorher zu filtern, weil sie nichts töten wollen«, sagte er. »Also auch nicht die Mikroorganismen im Wasser.«

»Ist das ein gutes Leben?«

»Zu erkennen, dass alles Leben unantastbar ist, ist ein Anfang.«

»Und dann wirst du göttlich?«

»Jesus wurde es.«

»Das glaubst du nicht!«

In dem Moment wurde die Haustür geöffnet, gefolgt von rennenden Füßen im Flur.

Die Tür ging auf, und Asle und Heming stürzten herein.

»Papa, das eine Kätzchen ist verschwunden!«, sagte Asle.

»Es ist weg«, sagte Heming. »Wir haben es überall gesucht.«

»Vielleicht hat die Tür aufgestanden, und es ist hinausgelaufen«, sagte ich. »Wann habt ihr es denn zuletzt gesehen?«

»Gestern. Aber draußen haben wir auch schon gesucht.«

»Ein Raubvogel oder ein Fuchs könnte es sich geholt haben«, sagte ich. »So was kommt vor.«

»Vielleicht hat es sich ja nur verirrt«, meinte Heming.
»Kannst du uns nicht suchen helfen?«

»Wir haben Besuch«, sagte ich. »Aber sucht ruhig weiter.«

»Bitte, Papa«, sagte Asle.

»Ich kann euch gern beim Suchen helfen«, sagte Egil. »Wir bilden einen Suchtrupp im Garten. Ich bin mir sicher, dass wir es finden. Katzenjunge bleiben eigentlich immer in der Nähe ihrer Mutter.«

»Okay«, sagte ich und stand seufzend auf. Der Schnaps hatte meinen Kopf leicht, den Körper jedoch schwer gemacht, und als ich mich im Flur bückte, um mir die Schuhe anzuziehen, verlor ich das Gleichgewicht und kippte gegen die Wand, die glücklicherweise direkt neben mir war, so dass ich nicht ganz hinfiel.

»Hoppla!«, sagte ich.

Die Jungen standen da und sahen zu, wie ich mir die Schuhe zuband. Egil, der Stiefel anhatte, öffnete die Tür und ging in den Garten. Die Sonne schien jetzt mit voller Wucht. Eine gleichmäßige Brise vom Meer her ließ die Äste schaukeln.

»So«, sagte ich und richtete mich auf. »Wenn ihr im Haus sucht, können Egil und ich den Garten durchforsten. Okay?«

»Es ist nicht im Haus«, sagte Asle.

»Da haben wir schon überall gesucht.«

»Okay«, sagte ich. »Dann gehen wir zusammen.«

»Pss pss pss!«, riefen die Jungen, als sie zwischen uns über den Hof gingen. »Komm puss! Puss puss puss!«

Egil hob Zweige an, ging in die Hocke und schaute zwischen die Blumen in den Beeten, an denen wir vorbeikamen. Ich war fast so weit zu glauben, dass wir es in panischer Angst zusammengekauert unter einem Strauch finden würden.

»Ich glaube nicht, dass es hier ist«, sagte ich, als wir zur Mauer am hinteren Ende des Gartens gekommen waren. »Wir gehen zurück und suchen weiter, und wenn wir es nicht finden, bleibt uns nichts anderes übrig, als zu hoffen, dass es von alleine wieder auftaucht.«

»Es ist hier, Papa«, sagte Asle. »Es ist richtig gut darin, sich zu verstecken.«

»Ja, das ist es«, sagte ich.

Nachdem wir unsere Suche beendet hatten, ließ Egil sich zu keinem weiteren Drink überreden. Er hatte einiges zu erledigen, setzte sich auf sein Fahrrad und machte sich auf den Heimweg.

Ich schenkte mir noch etwas ein und setzte mich auf den Stuhl, auf dem er bisher gegessen hatte. Glücklicherweise war ich so geistesgegenwärtig gewesen, ihn zu bitten, mir ein paar Zigaretten dazulassen.

Ich zündete mir eine an, legte ein Bein über das andere, lehnte mich zurück und blies den Rauch zur Decke aus.

Die Jungen spielten wieder Fußball, Ingvild war in ihrem Zimmer und telefonierte mit irgendwem, und Tove war im Gästehaus beschäftigt, sodass ich hier guten Gewissens sitzen konnte.

Ein Drink. Dann würde ich die Fische ausnehmen.

Ich stand auf, ging zu der alten Musiktruhe, öffnete sie und schaltete den Verstärker ein, blätterte in der kleinen Schallplattensammlung, die dort stand und geprägt war vom ignoranten Geschmack meiner Mutter und meines Vaters, den ich

als Jugendlicher so verachtet hatte. Diana Ross neben Steve Hackett neben Pink Floyd neben Lillebjørn Nilsen.

Ich hatte mich für sie geschämt. Den Elektrikervater und die Grundschullehrerinnenmutter. Von Leuten wie ihnen wollte ich nicht abstammen.

Ein bisschen klüger wurde man ja schon im Laufe der Jahre.

The Wall!

Wie klang das heute?

Ich senkte den Tonarm auf die sich drehende Platte und stand mitten im Zimmer, als die ersten Akkordeontöne im Zimmer ertönten.

Dann plötzlich: DU! DU DU! DU DU DU DU DU!

Ich begann mitzusingen, denn jeder Ton war aus der Kindheit geblieben, als Mutter und Vater hier saßen und diese Platte lief, während ich in meinem Zimmer wachlag.

La la la la lalalala.

La la la la lalalala.

Ich holte mein Glas, leerte es in einem Schluck und schenkte mir ein neues ein. Bei jedem Trommelschlag schlug ich Luftlöcher, und als der Gesang zu einem Crescendo ansetzte, mit einem Flugzeuglärm, dessen Intensität immer größer wurde, schloss ich die Augen und ließ meine Hände vor mir vibrieren, schneller und schneller, bis der Fluglärm jäh abbrach und vom Weinen eines Säuglings ersetzt wurde, worauf ich ganz still stehenblieb, denn das Weinen des Säuglings reichte tief in mein Inneres hinein, und meine Augen füllten sich mit Tränen.

Mammy loves her baby

And daddy loves you too

Ich setzte mich und zündete mir eine Zigarette an, glücklicher, als ich es seit Jahren gewesen war. Ich hatte das dringende Bedürfnis, an diesem Glück festzuhalten. Aber dem stand einiges im Weg. Essen kochen, all die Mühe im Kleinen und Peniblen, wenn es das Große und Ungefähre war, wohin es einen zog. Und gemeinsam mit den Kindern zu essen, war auch nicht sonderlich verlockend. Nicht, dass ich das nicht schaffen würde, mit etwas Konzentration würden sie nichts merken, aber gerade diese Anstrengung, mich ins Kleine hineinzubegeben – konnte sie mir nicht ausnahmsweise einmal erspart bleiben?

Ich konnte zu Egil hinausfahren.

Oder verdammt, zu Trond Ole!

Ja, das war doch seine Idee gewesen.

Er würde keine Fragen stellen.

Aber es gab noch etwas, das ich vorher tun musste.

Etwas Wichtiges.

Ich stand auf und ging zum Plattenspieler, hob den Tonarm ab und schaltete den Verstärker aus.

Was war es nochmal gewesen?

Draußen ging die Tür vom Gästehaus auf, und Tove kam heraus. Sie hatte eine Regenjacke an, obwohl die Sonne schien, sie reichte ihr bis zu den Knien, wo sie gegen die Kanten der hohen Gummistiefel stieß.

Wo wollte sie denn jetzt schon wieder hin?

Ich ging hinaus. Als ich die Haustür öffnete, überquerte sie den Hof.

»Tove!«, sagte ich laut.

Sie drehte sich um.

»Wo willst du hin?«, fragte ich.

»Spazieren gehen«, antwortete sie.

»Kannst du Essen machen?«, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

»Das musst du tun«, sagte sie.

Sie drehte sich um und ging zu dem Weg, der zum Meer hinunterführte.

Ich kehrte in mein Zimmer zurück. Die Freude hatte mich verlassen, aber sie war in der Nähe, das spürte ich.

Es gab also etwas, das ich tun wollte.

Was war es?

Die Fische ausnehmen. Das wollte ich tun.

Enttäuschung übermannte mich, als ich begriff, dass es nur das war.

Dann musste ich das wohl tun.

Aber dazu würde ich etwas Munition mitnehmen.

Proviand. Nicht Munition. Proviand war das richtige Wort.

Ich schenkte mir das Glas ganz voll und ging mit ihm in der Hand hinaus. Auf der Türschwelle blieb ich stehen, trank einen Schluck und sah dabei aufs Meer hinaus. Die Sonne sank, und ihre Strahlen, unsichtbar in der Luft, prallten wie Steinchen aus Licht von der glatten Wasserfläche ab.

Von links drang ein lautes, scharrendes Geräusch an mein Ohr. Ich drehte mich um. Ein Eichhörnchen war auf dem Weg die Hauswand hinauf. Es sah aus, als wäre die Schwerkraft aufgehoben worden, denn die Wand war senkrecht, und es lief völlig mühelos.

Es hielt inne. Sein Schwanz bewegte sich ruckartig. Abwärts, seitlich, aufwärts. Abwärts, seitlich, aufwärts.

Sah es mich an?

»Hallo, Eichhörnchen«, sagte ich. »Was siehst du dir an?«

Es ließ einen leisen, fauchenden Laut hören. Dann stieg es schräg zum Dach hoch, kämpfte sich über die Dachrinne, lief den Dachfirst hinauf, leicht auf der Dachpappe, und verschwand auf der anderen Seite.

Ich trank noch einen Schluck.

Sollte ich die Flasche mitnehmen? Dann musste ich nicht ständig die Treppe rauf und runter laufen.

Ich ging wieder hinein. Im Flur wurde die Tür von Ingvilds Zimmer geöffnet, und eine Sekunde, bevor sie auftauchte, trat ich ins Bad, schloss die Tür hinter mir ab und setzte mich auf den Badewannenrand.

Wie bescheuert war das denn. Hier zu sitzen und sich vor seinen eigenen Kindern zu verstecken.

»Papa?«, sagte sie.

»Ich bin auf dem Klo«, antwortete ich.

»Ich wollte nur fragen, wann es Essen gibt.«

»Bald«, sagte ich.

»Was gibt es?«

»Mein Gott, Kind, ich bin auf dem Klo!«, sagte ich.

»Okay, okay, entschuldige«, sagte sie.

Die Tür zu ihrem Zimmer wurde geschlossen. Ich zog etwas Papier von der Toilettenrolle, warf es hinein, zog ab, wusch mir kurz die Hände am Becken, holte die Flasche aus dem Arbeitszimmer und ging mit ihr in den Keller, stellte sie auf die Drechslerbank und stand da und betrachtete eine Weile die Kisten mit den Fischen, ehe ich mich bückte und einen von ihnen nahm. Mit dem Messer, das auf der Arbeitsfläche bereit lag, schnitt ich den Kopf ab, durchaus genüsslich, denn das Messer glitt so leicht durch die trockene Haut, das feuchte Fleisch und die harten Knochen der Wirbelsäule. Dann machte ich einen Längsschnitt, klappte die beiden Seiten auseinander und rupfte Därme und Organe heraus, wusch den Fisch aus, legte ihn zur Seite, nahm einen Schluck aus dem Glas, an dem sofort Schuppen klebten, und machte mit dem nächsten weiter.

Fünf Stück nahm ich aus, ehe ich eine Pause einlegte und

mich auf den alten Schemel setzte, der unter dem kleinen Fenster stand.

Als ich die Zigarettenschachtel öffnete, sah ich, dass ich nur noch eine hatte.

Ich zündete sie an, lehnte den Kopf an die Wand und schloss die Augen.

Ich wurde davon wach, dass ich hustete, und begriff im ersten Moment nicht, wo ich war. Um mich herum war es fast völlig dunkel. Dann schlug mir der Geruch von Keller und Fisch entgegen, und ich erinnerte mich an alles. Es ist wie im Korb eines Ballons, dachte ich, während ich schlief, war er langsam durch die Luftschichten gesunken, dem Leben dort unten entgegen. Jetzt galt es, wieder aufzusteigen, ehe es zu spät war.

Ich hatte keine Zigaretten mehr, aber noch etwas zu trinken, und so leerte ich das Glas in einem Schluck.

»Brrr!«, sagte ich und schüttelte den Kopf, ehe ich noch eins trank.

Hier konnte ich nicht bleiben.

Ich zog das Telefon heraus und suchte die Nummer von Trond Ole heraus.

Wenn ich ihm eine SMS schickte, war er vielleicht beschäftigt. Am besten fuhr ich einfach hin.

Ich goss mit der einen Hand etwas ins Glas, suchte gleichzeitig mit der anderen Ingvilds Nummer heraus.

»Ich muss nochmal los«, schrieb ich. »In der Gefriertruhe liegen Pizzen. Kannst du sie für dich und die Jungs warmmachen? Bin nicht lange weg.«

Ich stand auf und ging mit der Flasche in der Hand hinaus, schloss die Tür hinter mir und wollte zum Auto, als mir einfiel, dass der Schlüssel in der Tasche der Jacke steckte, die im Flur hing.

»Mist«, sagte ich und kehrte am Haus entlang zurück, öffnete so leise wie möglich die Tür und schob mich hinein. Aus dem Wohnzimmer drangen Fernsehgeräusche, dort saßen bestimmt die Jungen. Und Ingvild ging es gut in ihrem Zimmer, sie musste sich nach der Fahrt ein wenig ausruhen.

Ich fischte den Schlüssel heraus und schlich mich wieder ins Freie. Als ich auf den Schlüssel drückte und die Scheinwerfer des Autos im zarten Dämmerungszwielicht aufflammten, plingte mein Handy.

Ich setzte mich ins Auto und ließ den Motor an, ehe ich nachsah.

Es war Ingvild.

»Okay«, schrieb sie.

»Super!«, schrieb ich und fügte drei Herzchen hinzu. Dann legte ich den Gang ein und bog auf die Straße. Der Kiosk am Jachthafen müsste noch offen sein, dachte ich. Sicherheitshalber fuhr ich langsam, es war schwer zu sagen, wie betrunken ich eigentlich war. Da ich noch an die Sicherheit dachte, wahrscheinlich nicht besonders.

Das war ein guter Gedanke, und ich behielt ihn auf der Fahrt zum Kai hinunter im Kopf. Hinter der Kurve, als die Straße wieder gerade verlief, bekam ich den Schraubverschluss ab und trank einen Schluck. Die nächste Kurve kam, bevor ich sie wieder zugeschraubt hatte, deshalb lenkte ich mit einer Hand und hielt die Flasche in der anderen.

Der Parkplatz vor dem Kiosk war leer. In den Fenstern brannte jedoch Licht, und ich sah die Silhouette einer Gestalt. Ich parkte und öffnete die Tür. Die Flasche noch in der Hand, verlor ich das Gleichgewicht, als ich mich aufrichtete, und musste zwei Ausfallschritte nach vorn machen.

Das mit der Flasche ist vielleicht nicht so schlau, dachte ich, schraubte den Deckel auf, legte sie vor dem Fahrersitz auf den

Boden und sah dabei zum Kiosk hinüber, um zu prüfen, ob er oder sie etwas gesehen hatte.

Nein. Er oder sie saß dort mit gesenktem Kopf, und als ich näher kam, sah ich, dass das Gesicht von unten schwach beleuchtet wurde.

Ich klopfte mit dem Fingerknöchel an die Scheibe.

Er, denn es war ein Mann, ein pummeliger Bursche von etwa siebzehn Jahren, zuckte zusammen.

Ich führte vor meinem Mund Zeige- und Mittelfinger der einen Hand in der universellen Geste fürs Rauchen vor und zurück.

Er öffnete die Luke.

»Zwei Schachteln Marlboro, bitte«, sagte ich.

»Wird gemacht«, sagte er.

Ich steckte meine Karte in das Terminal, das er mir hinhielt, und tippte den PIN ein, nahm die Schachteln und kehrte zum Auto zurück.

Auf dem Fahrersitz öffnete ich eine Schachtel, suchte ein Feuerzeug aus dem Handschuhfach heraus, zündete mir eine Zigarette an, trank ein paar Schlucke und sah dabei auf den Jachthafen hinaus. Wenn die Flasche nicht fast leer wäre, könnte ich auf Trond Ole gut verzichten und einfach hier sitzen bleiben, dachte ich.

Auf dem Sitz neben mir leuchtete das Handy auf.

Ich griff danach. Ingvild hatte mir eine SMS geschickt.

»Wo ist Mama?«, schrieb sie.

Verdammt. Konnte ich denn nie einfach mal meine Ruhe haben?

»Das weiß ich doch nicht«, antwortete ich.

Dann ließ ich den Motor an, wendete und fuhr die Straße hinauf, die Zigarette weiter in der Hand. Es waren keine anderen Autos unterwegs, und die Polizei würde hier draußen

um diese Uhrzeit nie im Leben kontrollieren, ich brauchte mir also keine Sorgen zu machen, dachte ich und gab Gas.

Wieder leuchtete das Handy auf. Den Blick auf die Straße gerichtet, tastete ich danach, spürte die harte Kante mit der Hand, hielt das Display vor mir hoch.

»Sie ist nicht hier«, stand da.

»Okay«, schrieb ich und legte das Handy weg. Die Straße führte durch den Wald, zu beiden Seiten standen schwarz die Bäume. Zwischen den Baumstämmen konnte man tagsüber an manchen Stellen kurz das Meer sehen, und es war immer schwer zu unterscheiden, ob das Rauschen nun von den Bäumen oder von den Wellen kam, die weiter unten ans Ufer schlugen.

Ich ließ die Scheibe herunter und warf die Zigarette hinaus, zündete mir eine neue an und trank einen Schluck aus der Flasche. Ich stellte sie in den Flaschenhalter, fassungslos, dass ich das nicht schon früher getan hatte. Dort stand sie auch ohne Verschluss sicher.

Eine neue Nachricht traf ein. Diesmal ließ ich das Handy liegen.

Die Straße beschrieb eine Kurve, und ich kam auf die lange, ebene Fläche hinaus.

Plötzlich knirschte es unter den Reifen, es klang wie eine Reihe kleiner Explosionen.

Ich bremste abrupt.

Hatte ich einen Platten?

Nein.

Da war etwas auf der Straße.

Auf der ganzen Straße.

Es schienen Steine zu sein. Aber sie bewegten sich.

Ich öffnete die Tür und stieg vorsichtig aus.

Die ersten waren etwa zehn Meter entfernt. Ich ging näher heran und sah, dass es Krebse waren. Hunderte Krebse.

Sie gaben tickende Laute von sich.

Ach du Scheiße.

Was war denn das?

Ich kehrte zum Auto zurück, setzte mich hinein und schloss die Tür.

Immer neue Krebse kamen von der Wiese auf die Straße.

Ich trank die letzten Schlucke Whisky und zündete mir eine Zigarette an.

Als wären sie von einer Macht gerufen worden. Als zöge es sie zu einem Licht.

Aber an Land?

Ja und? Sie wurden von Instinkten gesteuert, und warum sollten ihre Instinkte nicht versagen, wenn alles andere es tat?

Lange blieb ich sitzen und sträubte mich innerlich, ehe ich den Motor wieder anließ, denn es war unmöglich, über die Ebene zu kommen, ohne sie zu überfahren. Als ich mich so weit zusammengerissen hatte, dass ich den Gang einlegte und langsam vorwärts rollte, flammte knapp über dem Bergrücken am Ende der Ebene der Himmel auf.

Es sah aus, als würde der Wald brennen.

Aber es war ein Himmelskörper, erkannte ich, denn das Licht stieg höher und löste sich nur einen Augenblick später vom Bergrücken.

Es war ein Stern.

Und was für ein Stern es war.

Ich schaltete den Motor ab und stieg aus, lehnte mich an die Motorhaube und sah zu ihm hoch. Hinter mir, auf dem Beifahrersitz, leuchtete erneut das Handy.

KATHRINE

Ich, die ich immer früh dran bin, nie zu spät komme – und wenn ich nie sage, meine ich nie –, musste erleben, dass ich an einem Sonntagabend im August mit hängender Zunge den Bahnsteig hinab zum Aufzug in die Abflughalle des Flughafens Gardermoen hetzte, nur eine halbe Stunde, bevor mein Flug ging, den Rollkoffer im Schlepptau, die Tasche über der Schulter baumelnd, und mit pochendem Herzen. Es wäre keine Katastrophe, wenn ich den Flug verpassen würde – ich konnte mir ein Zimmer im Flughafenhotel nehmen, am nächsten Morgen in die erste Maschine steigen und um neun Uhr an meinem Schreibtisch im Büro sitzen –, aber ich ertrug den Gedanken einfach nicht. Es lag eine zunehmende Finsternis darin, und Bosheit. Das war natürlich irrational, aber dies zu wissen, half mir auch nicht weiter. Das Einzige, was mir half, war pünktlich zu sein.

Als ich vor der Tür stehen blieb, war der Aufzug gerade auf dem Weg nach oben.

Typisch.

Warum hatte ich nicht die Rolltreppe genommen?

Ich drückte auf den Knopf, lehnte mich vor und sah oben den Boden des Aufzugs stehen. Dann checkte ich das Handy auf neue Nachrichten. Eine von Gaute, der wissen wollte, wann das Flugzeug landen würde, eine von Camilla, die sich für das Wochenende bedankte, und eine von SAS, die dort seit gestern ungeöffnet lag.

Wann kam er denn endlich?

Ich drückte noch einmal auf den Knopf.

»Wissen Sie, es hat keinen Zweck, mehrmals zu drücken«, sagte eine Stimme neben mir.

Ich zuckte zusammen und drehte mich um. Vor mir stand ein Mann um die sechzig mit einem erstaunlich weichen und runden Gesicht.

Wie war es nur möglich, dass ich sein Kommen nicht bemerkt hatte?

»Das weiß ich«, sagte ich. »Aber ich drücke trotzdem.«

»Tja, das kann man natürlich machen«, sagte er und lächelte.

Offenbar gehörte er zu jener Kategorie jovialer Männer, die es brauchten, sich gütig zu fühlen.

Der Aufzug glitt nach unten.

»Sehen Sie«, sagte ich. »Es hat also doch geholfen.«

Ich zog den Koffer hinter mir hinein und stellte mich vor die Tür auf der anderen Seite.

»Sie wollen nach Bergen?«, fragte der Mann hinter mir.

Woher wusste er das?

»Nein«, antwortete ich. »Wie kommen Sie darauf?«

»Es scheint keine lange Reise vor Ihnen zu liegen«, sagte er. »Und die Maschine nach Bergen ist einer der letzten Inlandsflüge heute.«

»Aha«, sagte ich und hoffte, dass er mich nicht fragen würde, wohin ich denn dann wollte.

Ich hastete durch die riesige, fast menschenleere Halle, checkte ein und ging als Einzige durch die Sicherheitskontrolle. Auf der Abflugtafel leuchtete *Boarding*, und ich rannte den breiten, endlosen Korridor hinunter. Das gefiel mir gar nicht, es brachte mich dazu, mich unschön zu fühlen, mit flatterndem Mantel und schlenkernder Tasche, die Arme hierhin und dorthin, aber die Chance, dass irgendein Bekannter sah,

wie ich auf die Art meine Würde verlor, war verschwindend gering, und für alle anderen war ich nur irgendeine Frau, die spät dran war.

Abgesehen von zwei Angestellten, die hinter der Schranke standen, war das Gate leer.

»Das war knapp«, sagte der eine, ein junger Mann mit kurzem, dunklem Bart. Ich reichte ihm atemlos meine Bordkarte, er scannte sie, und als ich den Gang zum Flugzeug hinabging, hörte ich ihn hinter mir *Boarding completed* sagen.

Ich rang immer noch nach Luft und blieb einen Moment stehen, bis mein Atem sich beruhigt hatte. Außerdem war mir leicht übel.

War ich so schlecht in Form?

Als ich in das Flugzeug stieg, sah ich den Mann aus dem Aufzug auf einem Platz in der Businessclass. Ich schaute sofort zur anderen Seite, aber es war schon zu spät.

»Haben Sie es sich anders überlegt?«, fragte er und lächelte.

»Ich habe nur versucht, meine Privatsphäre zu wahren«, antwortete ich und schenkte ihm eine Art Lächeln, ehe ich den Koffer ins Gepäckfach legte und mich zwei Reihen hinter ihm auf meinen Platz setzte.

Ich lehnte mich zurück und schloss die Augen, während mein Herz allmählich ruhiger schlug. Die Übelkeit blieb allerdings, sie lag wie ein sanfter und dumpfer Schmerz in Brust und Magen. Ich wusste, dass ich Gaute eine SMS schicken sollte, konnte mich aber nicht dazu aufraffen.

Ich öffnete die Augen.

Wie war es ihm nur gelungen, *vor mir* hier zu sein?

Am Aufzug war er hinter mir gewesen. Ich hatte mich beeilt, ich war gerannt und hatte nirgendwo warten müssen.

Vielleicht gab es einen anderen Weg. Vielleicht war er ein

Angestellter der Fluggesellschaft, die ihre eigenen Zugänge hatte.

Vor dem Fenster wurde eine große Maschine rückwärts geschoben. Überall blinkten da draußen Lichter. Gelbe, orange, rote. Zwei Männer in Arbeitsanzügen und mit Ohrschützern standen müßig daneben und sahen zu. Sie wirkten so eigentümlich klein. Genau wie die Fahrzeuge, die auf dem Rollfeld umherschwirrten. Als gehörten sie einer Miniaturwelt an, die der majestätischen Präsenz der Flugzeuge unterlegen war.

Peter hatte morgen Sport, ich durfte nicht vergessen, ihn daran zu erinnern. Gaute hatte bestimmt nicht daran gedacht, gestern nach dem Training die Sportklamotten zu waschen, aber irgendwas würde schon sauber sein. Und Marie wollte in die Bücherei und musste die Bücher mitnehmen, die sie sich ausgeliehen hatte.

Sie hatten fröhlich gewirkt, als ich mit ihnen telefonierte. Gaute war mit ihnen ins Schwimmbad in Nordnes gegangen, und das liebten sie beide. Wasser hatte ihnen schon immer gutgetan; alle Konflikte verschwanden, sobald sie in ein Becken sprangen oder von einem Strand aus losschwammen.

Eine der Flugbegleiterinnen hieß über die Lautsprecheranlage sämtliche Passagiere herzlich willkommen. Ich zog das Handy aus der Tasche und öffnete Gantes SMS.

Wann landest du? Hier warten Entrecôte und Rotwein auf dich!, hatte er geschrieben.

Bin gegen elf zu Hause, schrieb ich. *Freue mich auf ein spätes Essen mit dir!*

Dann löschte ich die Zeilen und legte das Handy weg, als sich das Flugzeug in Bewegung setzte. Die Kuppeln aus Licht über dem Gebäude, das wir hinter uns ließen, waren regengestreift. Ich entsann mich der dunklen, fast schwarzen Wolken,

die ich gesehen hatte, als ich auf dem Bahnsteig im Stadtzentrum stand.

Ich hätte mir gewünscht, einfach sitzen bleiben zu können, auf diesem Platz, und nie mehr aufstehen zu müssen. Hier einfach nur zu sitzen, auf die Startbahn zu rollen, abzuheben, über der Erde zu fliegen. Doch, ich würde aufstehen und aussteigen, aber in einer fremden Stadt in einem fremden Land.

Nicht nach Hause.

Nur nicht nach Hause.

Mich überkam eine plötzliche Trauer.

War es *so*?

Der Gedanke tat sehr weh.

Aber es stimmte. Ich wollte nicht nach Hause.

Ich wollte nicht nach Hause.

Vergangenen Donnerstag hatte ich im Flughafenbus nach Flesland hinaus gesessen und das Gefühl genossen, auf Reisen zu sein, auch wenn mir alles vor dem Fenster vertraut war und ich aus beruflichen Gründen unterwegs war. Es kam immer seltener vor, dass ich mich wirklich auf etwas freute. Aber auf diese Reise hatte ich mich seit langem gefreut. Mehrere Jahre hatte ich an einer neuen Bibelübersetzung mitgearbeitet, und nun, da die Arbeit fast abgeschlossen war, würden sich alle Beteiligten bei einem intensiven, dreitägigen Arbeitsseminar in den Räumlichkeiten der Bibelgesellschaft in Oslo treffen, wo die auswärtigen Teilnehmer auch übernachten würden. Die meisten kannte ich von früher – die theologische Szene in Norwegen ist nicht sonderlich groß –, und sie wiederzusehen war der Grund für meine Vorfreude gewesen. Oder zumindest einige von ihnen. Camilla, Helle und Sigbjørn, mit denen ich studiert hatte, und Torunn, mit der ich mich später angefreundet hatte und die Wissenschaftlerin war. Ich hatte unsere Dis-

kussionen immer vermisst, diese Offenheit der Welt und dem Leben gegenüber. Sie war vielleicht naiv, aber auch echt gewesen. Damals glaubte ich, so würde das Leben sein. Wir gingen verschwenderisch mit unserer Zeit und unseren Gedanken um, und erst als es vorbei war, erkannte ich, dass es einmalig gewesen war und niemals wiederkehren würde. So ist das Leben, nicht wahr – wenn wir jung sind, glauben wir, dass mehr kommt, dass das nur der Anfang von etwas ist, während es in Wahrheit alles ist, und das, was wir so gedankenlos haben, wird schon bald das Einzige sein, was wir hatten. Es gab kein Füllhorn von Menschen, es gab nur Camilla, Helle und Sigbjørn, es entstand kein Füllhorn an Gedanken; die Gedanken, die wir uns damals machten, waren immer noch gültig.

Mein Leben erschien mir heute in gewissem Sinne wahrhaftiger als damals, weil die Wirklichkeit, in der es verankert war, absoluter war. Ich hatte zwei Kinder zur Welt gebracht, und meine Liebe zu ihnen war vielleicht das Einzige, was für mich bedingungslos war, das Einzige, was ich niemals in Frage stellte oder anzweifelte. Andererseits, dachte ich, als der Bus über den Danmarksplaz fuhr, der im Regen glänzte, und ich zu Solheimslie hinauf sah, dass das Leben absoluter war, bedeutete nicht nur, dass es wahrer war, sondern auch, dass keine Wege mehr aus ihm herausführten. Nichts stand mehr offen, wie es das getan hatte, als wir Anfang zwanzig gewesen waren.

Aber wer hatte gesagt, dass das Leben offen sein würde?

Der Pfarrer, der mich als Studentin betreute, hatte einmal gesagt, man müsse nur einen Schritt zur Seite treten, dann sehe alles gleich anders aus. Er hatte über meine Rolle als Seelsorgerin gesprochen. Ich weiß nicht, warum ich mich ausgerechnet daran erinnerte, denn er sagte so viel, dieser Pfarrer, aber wahrscheinlich, weil es stimmte und weil ich Verwendung da-

für hatte. Die Leute verschwanden in ihren Leben und Konflikten und verloren die Perspektive, nicht nur darauf, wo sie waren, sondern auch, wer sie waren, gewesen waren oder sein könnten.

Aber es war so gut wie unmöglich, im eigenen Leben einen Schritt zur Seite zu treten.

Allein schon bei dem Gedanken bekam ich ein schlechtes Gewissen. Ich hatte doch Peter, ich hatte doch Marie, was sollte mir da fehlen? Was wollte ich da mit dem Offenen?

Ich vermisste sie schon, obwohl ich sie an diesem Morgen gesehen hatte und in drei Tagen wiedersehen würde.

Als der Bus am Einkaufszentrum *Lagunen* hielt, um Fahrgäste aufzunehmen, goss es in Strömen. Menschen gingen mit geöffneten Regenschirmen und freudlosen Gesichtern, Einkaufstüten und Kinderwagen vorbei. Autolichter leuchteten rot, Kofferräume wurden geöffnet und geschlossen, Busse donnerten vorbei.

Der Pfarrer hatte damals noch etwas anderes gesagt, das sich mir ins Gedächtnis eingebrannt hatte. Es kommt darauf an, den Blick auf etwas zu richten.

»Hast du den Film ›Willkommen Mr. Chance‹ gesehen«, hatte Camilla gesagt, als ich ihr damals von den Weisheiten dieses Pfarrers erzählt hatte.

»Du meinst, das sind Plattitüden?«

»Ja, sogar auffällig eindeutige Plattitüden! Das hörst du doch selbst, oder? ›Tritt einen Schritt zur Seite‹, ›Richte den Blick auf etwas!‹«

Was hatte ich dazu gesagt?

Das wusste ich nicht mehr. Aber sicher etwas darüber, dass das Einfachste oft das Wahrste ist.

Was der Gärtner in *Willkommen Mr. Chance* auch gesagt haben könnte, dachte ich jetzt und lächelte vor mich hin, wäh-

rend ich auf die Felder hinaussah, schimmernd grün im Regen und ziemlich archaisch, wie sie dort zwischen Industriegebäuden und Bauland lagen.

Etwa hundert Meter weiter standen ein paar Schafe mit gesenktem Kopf und grasten neben einer Felskuppe.

Wie unvorstellbar es einem erschien, dass jemand dort einen Opferplatz anlegen, eines der Tiere auswählen und ihm die Kehle durchschneiden, das Blut rituell verspritzen und im Anschluss das Fleisch zu Ehren Gottes auf einem Feuer braten würde.

Wie anders unsere Zeit doch war.

Aber die Schafe waren die gleichen. Das Gras war das gleiche, die Steine, die Wolken, der Regen.

In dem Moment erhielt ich eine SMS von Gaute. Als ich sie öffnete, war sie voller Herzen, lächelnder Gesichter, Autos und Flugzeuge. Darunter hatte er geschrieben *Marie wollte dir das sagen*.

Ich schickte ein Herz zurück.

Weit voraus tauchte auf der Ebene der Tower auf. Trat ich einen Schritt zur Seite und betrachtete mein Leben, fehlte es mir an nichts, dachte ich. Und richtete ich den Blick auf etwas, sah ich die Kinder und sonst nichts.

Ich beschloss, diese Tür für immer zu schließen.

Nach Oslo zu fliegen, mit Lust und Leidenschaft an dem Seminar teilzunehmen, am Sonntagabend heimzukehren und mich über alles zu freuen, was ich dort hatte.

Lange funktionierte der Entschluss, ich freute mich über den Flug, über den Zubringerzug zum Hauptbahnhof, über die Taxifahrt und die Atmosphäre in dem großen Gebäude der Bibelgesellschaft, wo ich am späten Abend ankam, das kleine spartanisch eingerichtete Zimmer, das man mir zugeteilt hatte. Etwas Weißes, das wie Sperma aussah, trieb in der Toilettenschüssel im Bad, und ich lachte, als ich es sah, überlegte

kurz, ob ich herausfinden sollte, wer vor mir in dem Zimmer übernachtet hatte, tat es aber natürlich nicht, ging aus und aß in einem chinesischen Restaurant in der Nähe, schlief wie ein Baby, hielt am nächsten Tag meinen Vortrag, beteiligte mich an der Diskussion, die in der Mittagspause weiterging, und traf mich am Abend mit Torunn. Die beiden nächsten Tage vergingen auf die gleiche Art: Arbeitseinheiten in unseren Gruppen, Vorträge im Gemeinschaftsraum, gefolgt von anregenden Diskussionen. Die Beiträge waren auf einem hohen Niveau, es war eine Freude zuzuhören, wohl auch, weil sie mich an meine Studienzeit erinnerten – viele Redner waren dieselben, die damals die Vorlesungen gehalten hatten.

Aber jetzt war es vorbei.

Ich wollte nicht nach Hause.

Das war eine so fürchterliche Erkenntnis.

Aber sie war wahr.

Ich starrte das Handy an, das ich in der Hand hielt, und versuchte, so klar zu denken, wie ich nur konnte, während das Flugzeug zur Startbahn rollte und der Regen an der Außenseite der kleinen Fenster herabließ und das Kabinenpersonal im Mittelgang stand und die Sicherheitsanweisungen durchging.

Rasend schnell schrieb ich Gaute eine SMS und schickte sie ab, bevor ich es mir anders überlegen konnte.

Habe das Flugzeug verpasst, muss auf Gardermoen übernachten. Nehme morgen die erste Maschine und gehe direkt ins Büro. Tut mir leid. Aber vielleicht sind der Wein und das Entrecôte ja etwas für morgen Abend?

Sofort tauchten drei Punkte unter der Nachricht auf, und ich sah ihn vor mir, wie er allein im Wohnzimmer stand, mit ge-

senktem Kopf, und eine Antwort tippte. Die Flugbegleiterin zog zwei Reihen vor mir eine Schwimmweste an und demonstrierte mit ausladenden Gesten, wie sie benutzt werden sollte, absolut analog zu einer Stimme aus der Lautsprecheranlage, die das Ganze zusätzlich in Worten erklärte.

Sieht dir gar nicht ähnlich. Was ist passiert?

Bin nach dem Seminar mit Camilla und Helle ausgegangen, es gab kein Taxi, und dann stand der Zug eine Ewigkeit, antwortete ich, während die Flugbegleiterin vor mir den Mittelgang hinabging und dabei mit kleinen ruckenden Kopfbewegungen in die Sitzreihen zu beiden Seiten schaute und unter meiner Antwort drei neue Punkte liefen.

Ich legte das Handy mit dem Bildschirm nach unten in meinen Schoß, aber vermutlich hatte sie gesehen, dass ich getippt hatte, denn sie blieb vor mir stehen.

»Ihr Telefon ist im Flugmodus?«, fragte sie.

Ich nickte und lächelte ihr zu.

»Jetzt ja«, sagte ich.

Sie ging weiter.

Ich musste ihm wieder antworten, sonst würde er Verdacht schöpfen, denn wenn ich in einem Hotel war, wie ich ihm geschrieben hatte, gäbe es für mein Schweigen keine Erklärung. Und ich konnte auch nicht schreiben, dass der Akku leer war, denn dort konnte ich ihn ja aufladen. Hätte ich das Ladekabel vergessen, was er unwahrscheinlich finden würde – und zwei so unwahrscheinliche Dinge, dass ich erstens zu spät kam und zweitens der Akku meines Handys leer war, würden ihn Verdacht schöpfen lassen –, hätte ich mir außerdem an der Rezeption eins leihen können.

Ich drehte das Telefon um und las seine neue Nachricht.

Viel Pech auf einmal! Hier alles okay, die Kinder schlafen, und ich arbeite. Vermisse dich.

Vermisse dich auch, schrieb ich. *Gute Nacht.*

Ich schaltete das Handy aus, legte es in die Tasche und schaute aus dem Fenster. Ich sah den Regen, der den Beton unter uns dunkler färbte, die Leitlichter, die aus der Nähe aussahen, als wären sie willkürlich verstreut worden, aus der Ferne jedoch klare, gerade Bahnen bildeten.

Das Flugzeug hielt, und die Motoren liefen nach und nach auf Hochtouren. Mit einem Ruck wurden die gebändigten Kräfte freigesetzt, und die Maschine schoss die Startbahn hinab.

Ich begriff plötzlich nicht mehr, warum ich Gaute angelegen hatte oder was eigentlich gut daran sein sollte, in einem Hotel zu übernachten. Ich handelte sonst nie übereilt, was ich machte, war immer durchdacht.

Aber da es nun keine Möglichkeit mehr gab, an diesem Abend nach Hause zu kommen, jedenfalls nicht, ohne weitere Lügen aufzutischen, konnte ich die wenigen Stunden, die ich mir freigeschaufelt hatte, genauso gut genießen.

Das Gefühl der Freiheit überwältigte mich.

So war es.

Aber ich hatte nichts Schlimmes getan. Es war vielleicht dumm, aber nicht schlimm.

Es musste nichts weiter passieren. Ich konnte diese Nacht im Hotel schlafen, ganz normal ins Büro gehen, am Nachmittag nach Hause kommen, zu Abend essen, mit den Kindern zusammen sein. Ihnen vorlesen, sie ins Bett bringen, vielleicht noch eine Stunde arbeiten ...

Das Leben selbst war nie das Problem, sondern wie man es

sah. Jedenfalls, solange das Leben ohne Hunger oder Not oder Gewalt verlief.

Gaute war ein guter Vater und ein guter Mann, fürsorglich und selbstlos; mehr konnte ich nicht verlangen. Und unser gemeinsames Leben war schön, wenn ich das Schöne nur leuchten ließ.

Was machte ich hier eigentlich?

Auf dem Grund aus Dunkelheit vor dem Fenster glühten die Lichter einer Straße von unten herauf. Sie wand sich wie eine Schlange zwischen unsichtbaren Hindernissen hindurch. Etwas weiter entfernt lag wie ein Kronleuchter ein kleines Dorf. Dahinter herrschte dann wieder Dunkelheit.

Ein gedämpftes Pling ertönte in der Kabine, und die Anschallzeichen wurden ausgeschaltet. Das Kabinenpersonal stand auf und bereitete den Bordservice vor. Der Flug dauerte nur eine gute halbe Stunde, so dass sie wirklich nicht viel Zeit hatten, dachte ich, lehnte mich vor und zog das Buch aus der Tasche, von dem Camilla mir all die Jahre erzählt und das sie mir geschenkt hatte, als wir uns trafen. *Das Reich Gottes ist in Euch* von Tolstoi. Ich legte es auf den Sitz neben mir, tastete nach der Brille, konnte sie aber nicht finden, woraufhin ich die Tasche auf meinen Schoß hob, um gründlich nachzusehen. Ich hatte sie doch hoffentlich nicht im Restaurant vergessen?

Ich hatte sie herausgeholt, als wir die Speisekarte studierten.

Hatte ich sie zurückgelegt?

Daran konnte ich mich nicht erinnern.

Als ich die Tasche wieder abstellte, ging eine neue Welle von Übelkeit durch meinen Körper. Ich lehnte mich zurück und versuchte, gleichmäßig zu atmen, denn ich hatte das Gefühl, dass ich mich jeden Moment übergeben könnte.

Sicherheitshalber zog ich eine der weißen Tüten heraus, die

in der Tasche am Sitzrücken vor mir lagen, und hielt sie neben dem Oberschenkel diskret in der Hand.

Meine Stirn war schweißnass.

Ohh.

Ich versuchte die Welle zu lenken, die immer weiter anstieg, indem ich vollkommen regungslos blieb und sie mit meinen Gedanken begleitete und die Gedanken sie zähmen und dazu bringen ließ, sich zurückzuziehen, und es funktionierte tatsächlich, langsam sank die Übelkeit in mir und war bald so weit weg, dass ich die Tüte zurücklegen und wieder ganz normal atmen konnte.

Der Servierwagen mit Snacks und Erfrischungen näherte sich, und ich zog mein Portemonnaie heraus. Ich wollte eine Cola und eine Packung Kekse bestellen, wenn es das gab – das hatte Vater mir immer als Kind gegeben, wenn mir schlecht war, und seither war es für mich positiv besetzt.

Es lag sicher an dem Essen im Restaurant. Wir hatten alle Moules Frites bestellt, anscheinend waren die Miesmuscheln schlecht gewesen. Es reichte ja schon, dass eine verdorbene darunter war.

Ich durfte nicht vergessen, Gaute daran zu erinnern, die Werkstattrechnung zu bezahlen, ehe sie an ein Inkassounternehmen ging. Und die beiden Servierplatten wieder mitzubringen, die seit dem letzten Schultag vor den Sommerferien in der Schule herumlagen.

Vielleicht nicht beides auf einmal. Er konnte es nicht aushalten, wenn ich ihn an Dinge erinnerte. Aber er war selbst schuld, weil er alles immer weiter aufschob.

Außerdem musste ich mich auf die Beerdigung am Dienstag vorbereiten.

Ich merkte, dass mir ein wenig vor ihr graute. Es war ein Mann, der keine Angehörigen hatte, und Freunde hatten sich

auch nicht gemeldet. Abgesehen von der Bestattung von Kindern war es das Schlimmste, den Trauergottesdienst in einer gähnend leeren Kirche abzuhalten.

Die Flugbegleiterin schob den Wagen vorbei. Ich versuchte, ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, aber sie wandte sich nur den Leuten zu, die auf der anderen Seite des Gangs saßen.

»Entschuldigung?«, sagte ich.

Nichts an ihr deutete an, dass sie mich hörte oder sah.

»Entschuldigung!«, sagte ich, diesmal lauter.

Zu laut – als sie sich zu mir umdrehte, war ihr Blick genervt.

»Ja?«, sagte sie kühl.

»Könnte ich bitte eine Cola haben?«

Sie antwortete nicht, zog aber eine der Schubladen auf, holte eine Büchse heraus und reichte sie mir wortlos zusammen mit einem Plastikbecher.

»Haben Sie vielleicht auch irgendwelche Kekse?«, fragte ich.

»Nein, Kekse haben wir nicht.«

»Was ist mit Knäckebrötchen?«

Sie seufzte, zog eine andere Schublade auf und reichte mir eine dünne, grünweiße Verpackung mit einem Wasa-Knäckebrötchen darin.

Ich hielt ihr meine Karte hin.

»Sie bezahlen bei ihr«, sagte sie und nickte zu der anderen Flugbegleiterin hin, ehe sie sich lächelnd zu den Passagieren in der nächsten Reihe umdrehte.

Ich begriff ihre Unfreundlichkeit nicht. Es konnte ja wohl kaum daran liegen, dass ich mein Handy zu lange benutzt hatte? Daran mussten sie doch gewöhnt sein.

So oder so war es nichts, worüber ich mir den Kopf zerbrechen musste.

Ich öffnete die Packung mit dem Knäckebrot und aß ein paar Bissen, die ich mit etwas Cola hinunterspülte. Dann griff ich nach dem Handy und sah mir die letzten Bilder an, die meisten aus dem Urlaub, den wir vor ein paar Wochen auf Kreta gemacht hatten. Marie hatte dort schwimmen gelernt, es war ganz plötzlich passiert, und ich hatte die Geistesgegenwart besessen, es zu filmen, zwar nicht, als sie das erste Mal schwamm, aber beim zweiten Mal, nur ein paar Minuten später. Wir waren in einer kleinen Bucht direkt an der viel befahrenen Straße gewesen, und gleich dahinter lagen Industriegebäude, aber im Film sah man von all dem nichts, darin sah man nur die kleine Marie mit dem weit zurückgebogenen Kopf über der Wasseroberfläche, während Arme und Beine knapp darunter beharrlich arbeiteten. Hinter ihr erstreckte sich das blaue Meer, bis es gegen den Berg am anderen Ufer der Bucht stieß, der blaugrün und durchzogen von sandfarbenen Stellen und Spalten sanft ansteigend zum hellen Himmel aufragte. Das ganze Mädchen strahlte vor Konzentration und Freude.

»Wow, Marie!«, hörte man Gaute rufen.

Er hatte neben mir gestanden, als ich sie filmte, und er hatte den Arm um mich gelegt.

Was würde er sagen, wenn ich ihm sagte, dass ich ihn verlassen wollte?

Aber das würde ich nicht.

Das würde ich doch gar nicht.

Ich steckte das Handy in die Tasche zurück. Der Motorenlärm veränderte sich; offenbar hatten wir schon mit dem Landeanflug begonnen.

Er würde aus allen Wolken fallen. Er würde glauben, ich hätte einen anderen, das dürfte die einzige Erklärung sein, die er verstehen könnte.

Habe ich etwas falsch gemacht, würde er fragen. Gibt es etwas, das ich anders machen kann?

Was sollte ich dann sagen?

Ich hatte keinen anderen, und er hatte nichts falsch gemacht, und es gab auch nichts, was er verändern konnte, damit es besser wurde.

Aber was ist es dann?

Wir haben nichts anderes mehr gemeinsam als die Kinder, ist dir das noch nicht aufgefallen?

Nein. Wir haben doch *alles* gemeinsam. Wir haben doch ein gemeinsames *Leben*.

Es tut mir leid, Gaute. Aber ich kann so nicht weitermachen.

Würde er weinen? Würde er wütend werden? Würde er danach mich und alles, was mich ausmachte, von Grund auf ablehnen?

Ich konnte ihn nicht verlassen. Ich hatte doch gar keinen Grund dazu. Außerdem würde es das Leben der Kinder auseinanderreißen. Vor allem Peters, der so verletzlich war und Probleme hatte.

War ich so egoistisch? Dass ich das Leben Gaudes und der Kinder mir zuliebe zerstören wollte?

Unter mir tauchten die Lichter der Stadt auf. Ich hatte sie nicht oft auf diese Weise gesehen, meistens kamen die Flugzeuge aus südlicher Richtung, über die verwitterten Berge und Felseninseln dort, aber nun konnte ich ganz deutlich das gesamte Stadtzentrum sehen: Da war Sandviken, da war Nordnes, da war Bryggen, da war Klosteret, da war Sydneshaugen.

Der Himmel war klar, und die Lichter der Gebäude am Hafen waberten im schwarzen Wasser.

Nach den langen Gängen und großen Entfernungen auf Gardermoen tat es gut, in das kleine Flughafengebäude zu kommen, in dem es nur ein paar Meter bis zu der Treppe waren, die zu den Gepäckbändern und zum Ausgang führte.

Am Fuß der Treppe blieb ich stehen, setzte den Koffer ab und zog den Handgriff hoch, als hinter mir eine Stimme ertönte.

»Es gehört sich eigentlich nicht, dass Pfarrer lügen, oder?«, sagte sie.

Es war der Mann aus dem Aufzug. Er lächelte.

Ich ging los.

»Ich hoffe, Sie sind nicht beleidigt«, sagte er und schloss zu mir auf. »Aber Sie haben klar und deutlich gesagt, dass Sie nicht nach Bergen wollen. Und wo sind Sie jetzt?«

»Kenne ich Sie?«, fragte ich, ohne ihn anzusehen, und ging gleichzeitig schneller.

»Das glaube ich nicht«, sagte er.

Ich sollte lieber nicht mit ihm reden, sollte nichts mehr sagen, das wusste ich, aber irgendetwas an ihm erregte auch meine Neugier.

»Woher wissen Sie eigentlich, dass ich Pfarrerin bin?«, sagte ich.

»Ich gehe gelegentlich in die Kirche«, antwortete er. »Sie sind mir aufgefallen. Sie sind eine gute Pfarrerin. Sie haben viele interessante Gedanken. Das kann man nicht von allen Pfarrern sagen.«

Ich sagte nichts, ging stattdessen durch die Ausgangstür, und als ich im Freien stehen blieb, um zu sehen, wo die Taxis standen, war er fort.

Der Torgallmenningen lag fast menschenleer vor mir, als ich auf das Hotel zuing. Nur ein paar nächtliche Flaneure waren

zu sehen. Das Hotel lag in einer Seitenstraße, ich hatte das Zimmer aus dem Taxi heraus gebucht. Es war ein eigenartiges Gefühl, hier zu sein. Ich überquerte diesen Platz mehrmals in der Woche und hatte es fast mein ganzes Leben getan – das war meine Stadt, hier war ich aufgewachsen, hier hatte ich alle Jahre meines Berufslebens verbracht –, aber jede Vertrautheit, jede Zugehörigkeit war auf einmal wie weggeblasen. Ich sollte eigentlich nicht hier sein, dachte ich, das musste es sein, was diese Distanz schuf.

Es war, als hätte ich mein ganzes Leben zur Seite geschoben.
Um für eine Nacht eine andere zu sein.

Eine junge Frau Anfang zwanzig stand hinter der Rezeption, warf einen Blick auf mich, als ich durch die Tür trat, und starrte anschließend weiter auf den Bildschirm vor sich. Ich hörte das Klackern der Tastatur. Ihr Gesicht war blass und ein wenig füllig und passte irgendwie nicht richtig zu ihrem zierlichen Körper, der förmlich mit einem blauen Blazer und blauen Rock und einer weißen Bluse bekleidet war. Ihre Lippen waren zu rot, aber ich sah, dass sie volles und schönes Haar hatte, und bekam Lust, sie zu sein. Sie hatte bestimmt keine Probleme, und wenn sie welche hatte, dann jedenfalls keine, die ich nicht hätte lösen können.

»Kathrine Reinhardtsen«, sagte ich. »Ich habe vorhin angerufen und ein Zimmer für eine Nacht gebucht.«

Sie sah auf und lächelte.

»Hallo, herzlich willkommen«, sagte sie. »Ihr Schlüssel liegt schon für Sie bereit. Wenn Sie hier bitte unterschreiben würden?«

Sie legte ein Blatt und einen Stift auf den Tresen, und als ich unterschrieben hatte, reichte sie mir den Schlüssel.

»Ihr Zimmer ist in der vierten Etage. Der Aufzug ist da vorn. Frühstück gibt es zwischen sieben und zehn. Okay?«

»Danke«, sagte ich.

»Gerne«, sagte sie. »Gute Nacht!«

»Gute Nacht«, sagte ich und zog den Koffer hinter mir her zum Aufzug, dessen Wände aus Spiegeln bestanden, und als er nach oben glitt, starrte ich zu Boden.

Aus den Zimmern drangen keine Geräusche, als ich den Flur mit Teppichboden hinabging. Ich schloss die Tür an seinem Ende auf und betrat das Zimmer, das viel kleiner war, als ich es mir vorgestellt hatte, als mir diese wahnwitzige Idee gekommen war.

Jetzt kam ich mir einfach nur dumm vor.

Ich ließ den Koffer ungeöffnet mitten im Zimmer stehen und legte mich aufs Bett, ohne Kleider oder Schuhe auszuziehen.

Jetzt schlief sie daheim, meine Familie.

Und ich lag hier.

Was sollte ich tun?

In eine Bar gehen?

Das würde alles nur noch schlimmer machen.

Aber vielleicht spazieren gehen?

Ich stand auf, steckte die Schlüsselkarte in die Innentasche meines Mantels und machte mich auf den Weg. Erst zum Hurgtrouten-Terminal hinunter, danach in Richtung Nordnes, an dem uralten Stadttor vorbei und nach Klosteret hinauf, gelb im Lichtschein der Laternen. Es lag ein kühler Hauch in der Luft, der nach dem langen und heißen Sommer belebend wirkte. Ich ging den ganzen Weg bis zu dem Park auf der Außenseite, setzte mich dort auf eine Bank an dem Felsvorsprung und schaute zu den Lichtern auf der anderen Seite des Fjords hinüber.

Was für ein schöner Abend es ist, dachte ich. Und dann dachte ich an die Kinder, und dann begann ich zu weinen.

Als es vorbei war, schaute ich mich um, plötzlich fühlte ich mich völlig schutzlos.

Wenn ich doch nur mit jemandem reden könnte.

Mit Camilla konnte ich über alles reden. Aber jetzt, so spät, konnte ich sie nicht anrufen. Außerdem wusste ich auch gar nicht, was ich ihr sagen sollte. Es *war* ja nichts.

Mit Sigrid, die ich mein ganzes Leben gekannt hatte, redete ich auch über alles. Abgesehen von Gaute und unserer Beziehung. Ihr Mann, Martin, war ein guter Freund von Gaute geworden, und ich war mir nicht hundertprozentig sicher, ob ich ihr so weit vertrauen konnte, dass sie nicht doch etwas von dem weitergeben würde, was ich ihr erzählte. Oder eher, vertrauen tat ich ihr schon, aber die Loyalität zum Ehepartner ist häufig größer als die zu Freunden.

So musste es ja auch sein.

Wann hatte ich Gaute das letzte Mal etwas gesagt, das kein anderer wusste?

Selbst aus meiner großen Krise hatte ich ihn herausgehalten.

Hinter mir kam jemand den Weg entlang. Ich drehte mich um, aber es bestand kein Grund zur Sorge, es war nur ein älteres Paar mit einem Hund.

Ich zog das Handy heraus und wischte durch meine Kontakte.

Hielt bei Mutters Nummer inne. Sie konnte ich so spät noch anrufen.

Aber wollte ich das?

Ich steckte die Hände in die Jackentaschen, presste die Arme an den Körper.

Die Dunkelheit in den großen Bäumen um mich herum war dicht, sie schien mit ihnen ineinanderzuzießen, wie sie dort schwarz vor dem Himmel brüteten.

Als Kind hatte ich jeden einzelnen Baum in der Nachbar-

